49554.22.6

Harvard College
Library

FROM THE LIBRARY OF

Horatio Stevens White

Class of 1873

PROFESSOR OF GERMAN, EMERITUS

Received June 12, 1935

Deutsche Charaktere.

Von

Gustav Kühne.

Zweite Ausgabe.

Mit dem photographischen Bildniss des Verfassers.

Erster Theil.

Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

Friedrich der Große.
Lessing. Moses Mendelssohn. Kant.

Leipzig,
Ludwig Denicke.
1866.

49554.22.6

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR HORATIO STEVENS WHITE
JUNE 12, 1935

Errollers

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

Vorwort.

In den Wirren der Gegenwart thut es noth, wiederholt jene Säulen aufzurichten, an welchen Deutſchland ſeine Träger hat.

Mit dem preußiſchen Friedrich, dem König der Aufklärung, und ſeinem Mit- und Nachgefolge, Leſſing, Moſes Mendelsſohn und Kant, beginnt dieſe Gallerie von Charakterbildern.

Zu den vier norddeutſchen Männern lieferte der deutſche Süden in Kaiſer Joſeph und Mozart ſeine nothwendigen Gegenpole. Nichts charakteriſirt Preußen ſchärfer als Kant, nichts Oeſterreich beſtimmter als Mozart. Klinger, Forſter und Hölderlin ſind deutſche Vorläufer der Revolution, die nach Oſten und Weſten hin uns verloren oder in ſich ſelbſt zu Grunde gingen. In den beiden Dioskuren am Hofe Karl Auguſts, in Goethe und Schiller, gipfelte ſich der Aufbau eines idealen Deutſchlands. Neben dem idealen wollte ſich in und mit Jean Paul auch wieder von

unten auf ein reales Deutschthum gestalten, für das die Romantiker im Schacht der Vergangenheiten eine alte Basis zu finden trachteten.

Ludwig Tieck und Heinrich v. Kleist sind die hervorleuchtendsten Gestalten dieser Richtung, für welche die Patrioten sittlich und national eine neue Kraftentfaltung eröffneten. Fichte und Schleiermacher schufen in Philosophie und Religion ein neues deutsches Jahrhundert. Beim Beginn eines politisch-nationalen Deutschlands ergaben sich in Arndt und in Uhland die zwei sich ergänzenden Elemente des deutschen Nordens und Südens. Die Epochen der Aufklärung, der Revolution, der goldnen Litteratur, der Romantiker und der Patrioten folgten sich nothgedrungen und riefen eine die andere als Gegensatz und Ergänzung auf. Von Friedrich dem Großen bis Ludwig Uhland liefern diese neunzehn Schilderungen eine deutsche Culturgeschichte des vorigen und des laufenden Jahrhunderts in monographischen Stand- und Brustbildern.

Dresden, im Juni 1866.

Der Verfasser.

I.

Friedrich der Grosse.

Digitized by Google

I.

Friedrich der Grosse.

Zeitgenossen und Geschichtschreiber nach ihm haben ihn den Großen genannt; die Begeisterung verstieg sich so weit, für ihn den Beinamen des „Einzigen" zu erfinden. Freilich war er groß und leider auch einzig in seiner Art. Unter den deutschen Fürsten war er ein Lessing, wie Lessing in der Litteratur Deutschlands ein Friedrich der Große. Hatten Beide kein getreues Nachgefolge, so stellt sich um so mehr die Frage, worin ihre einsam gebliebene Größe bestand, und war Jeder von ihnen ein Einziger, so liegt in dieser Bezeichnung, wenn sie richtig ist, zugleich die Andeutung, worin sie ihre Endschaft hatten, ihre Ergänzung forderten. Wenn Zeitgenossen nach dem Siege bei Leuthen König Friedrich ins Angesicht priesen, ihn einen Alexander von Macedonien nannten, ihn einem Cäsar an die Seite stellten, so lehnte er, nicht sowohl aus Bescheidenheit, als aus Einsicht diese Erhebung ab,

vertraulich dem Freunde erwiedernd, gegen Alexander gehalten sei er ein gamin, und Cäsar gegenüber nicht würdig, Diesem die Schuhriemen zu lösen. In einer gleich unerbittlichen, fast übertriebenen Schärfe der Selbstprüfung legte Lessing sein Geständniß ab, kein eigentlicher Dichter zu sein. In dieser Buße der Demuth, etwas Höheres über sich zu erkennen, liegt die eigenthümliche Größe dieser beiden hellen, klaren Geister, die im Leben dicht neben einander her gingen, bei soviel Gleichartigkeit sich nicht suchten, nicht fanden. In ihrer Demuth steckte nicht Kleinmuth, nicht Anspruchlosigkeit, vielmehr der Stolz des Bewußtseins, eine noch unerreichte Höhe der Aufgaben zu kennen, und das Gefühl einer annäherungsweisen Berechtigung zu den allerhöchsten Anforderungen. Sie forderten Beide viel von sich und von Andern, und die Ansprüche, die sie an sich selber machten, schärften in ihnen den unermüdlichen Thätigkeitsdrang, der schon ihr Jahrhundert und noch mehr die Nachwelt in Staunen setzt. Ihr Schaffensdrang war unersättlicher Wissensdurst. — „Du hast Recht: ich arbeite viel", schrieb Friedrich schon 1742 an den vertrauten Jordan: „ich thu' es, um zu leben, denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang." Und für Thatkraft und Forscherlust genügt kein frommer Wunsch, kein Nothbehelf des Gemüthes; ganz auf sich selbst und die Quellen in der eigenen Brust verwiesen, schöpften Friedrich und Lessing ihre Kraft aus sich selbst und erwuchsen so zu den stahlgepanzerten, hellgeschliffenen Gestalten, deren Dauerbarkeit

und deren Glanz ihresgleichen ſucht. In der Bezeichnung des „Einzigen“ aber, womit die Vergötterung Friedrich zu ſchmücken glaubte, liegt zugleich ein Hinweis auf die gebrochene Entwicklung heimiſcher Dinge, auf die Verkümmerung deſſen, was er ſchuf, denn der Staat, den er baute, war einzig und allein auf ſeine Perſönlichkeit gegründet; Preußens Weiterentwicklung im böſen wie im guten Sinne war ein Abfall von Friedrichs Principien, im böſen Sinne, weil ſein Nachfolger den verſtandeshellen lichten Tag in eine ſchwächliche Dämmerung verkehrte; im guten Sinne, weil mit dem Aufgebot des dritten Friedrich Wilhelm, mit dieſem Einverſtändniß, der Staat könne nicht mehr dem Volke helfen, das Volk müſſe den Staat erretten, die abſolute Königsherrſchaft endete und der Volksſtaat in Preußen begann, beginnen ſollte. Denn nicht erſt bei Jena und Auerſtädt ging der Staat Friedrichs des Großen zu Grunde; von ſeiner aufgeklärten Despotie ſchwand ſchon unter ſeinem Nachfolger der Athemzug des freien Geiſtes, bei feſtgehaltner Form des unumſchränkten Königthums, und aus dem gerühmten Muſterſtaate der Aufklärung ward eine in ſich ſelbſt verknöcherte Maſchine. Friedrichs Freiheit war eben nur ſeine eigne Freiheit. Als man Quanz, Friedrichs Meiſter auf der Flöte, beglückwünſchte, den König in der Muſik zu unterrichten, ſchüttelte er den Kopf und meinte, der König liebe eigentlich gar nicht die Muſik, ſondern nur die Flöte, und eigentlich auch nicht die Flöte, ſondern nur ſeine Flöte. Friedrichs freie Maximen wurden keine Staatsgrundgeſetze, keine For-

men für den freien sich selbst regierenden Staat, die Maschine, die er selbst nur in Gang setzte, stand still, sobald er sein Auge schloß; sein letztes Wort war: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen.

Friedrich von Preußen steht an der Spitze unserer Charaktere, weil er in Deutschland als Herrscher das Zeitalter der Aufklärung heraufbeschwor. Aber er schöpfte aus fremden Quellen, und so ist er für sein Volk doch nur, was für Rußland ein Peter der Große gewesen. Daß in der Art, wie er Voltaire's Geist in seinem Staate verkörperte, deutsche Gesinnung, deutsche Willenskraft und deutsche Faust sehr wohl erkennbar bleibt, daß was er brachte, wenn auch fremdem Boden entlehnt, doch wie eine Errettung aus der Versumpfung unseres gesammten Lebens seit dem großen Glaubenskriege erschien: das macht ihn freilich zu einem deutschen Manne und erklärt es, wenn ihn das Zeitalter mit Begeisterung seinen Liebling nannte. Nachgebornen aber ziemt es nicht, sich vom bloßen Phänomen seiner Größe bestechen zu lassen, einem nachfolgenden Geschlecht, will es seiner würdig sein, kommt es zu, seine Größe in ihrem Kern und in ihrer Wurzel zu erfassen. Geschieht dies, so wird klar, daß Friedrich, der Schöpfer des Preußenthums, zugleich der Todtengräber Deutschlands wurde. Man bestattet freilich nicht Lebendiges, sondern Gestorbenes, und todkrank wenigstens war Germania. Und wenn man Todtes bestattet, geschieht's doch nicht mit Hohn, sondern mit Scheu, Beileid und Ehrfurcht, selbst mit dem Glauben, aus der Asche müsse und werde sich ein

Phönix erheben. Selbst auf dem Nothbehelf, den Friedrich am Abend seines Lebens hervorrief, selbst auf dem Fürstenbunde liegt der Fluch jener bloßen Negation, der es an der Zeugungskraft zur Neugestalt gebricht. Friedrich verhalf Deutschland zu keiner Neugeburt seiner politischen Form, und das neu erwachte germanische Leben flüchtete sich in die stilleren Räume des Denkens und Dichtens.

Friedrichs undeutsche Art lag nicht sowohl in seiner Persönlichkeit als vielmehr in dem nothgedrungenen Widerstand und Gegensatz zum Haus- und Staatsregiment seines Vaters, in welchem deutsches Wesen zur derben und rohen Hausknechtsnatur entartet war. Dies Gemisch von rechtschaffener Bravheit und blödem, hartknöpfigem Eigensinn nennt man vorzugsweise preußisch; es steckt aber eine starke Ader vom deutschen Naturell darin, nur war das Element des deutschen Hausvaters in Friedrich Wilhelms I. patriarchalischer Oberhoheit zur despotischen Willkür absoluter Souveränität zugespitzt, wie denn dieser Begriff mit fast päpstlicher Unfehlbarkeit von den französischen Ludwigen her sich der Köpfe deutscher Fürsten bemächtigt hatte. Die prunkenden Schaugerichte unumschränkter Königsherrschaft unter dem ersten preußischen Könige waren unter Friedrichs Vater in derbe Hausmannskost verwandelt; man wechselte die Teller, die Gerichte, aber die Küche blieb dieselbe. Die Familiengeschichte der Hohenzollern gefällt sich freilich in der Reihenfolge entschiedener Gegensätze; sie verwechseln sich aber sämmtlich mit dem Begriff des Staates, oder ordnen diesen

ihrer Person unter und stehen darin im Widerstreit zu dem großen Fritz, den sie ihren Einzigen nennen. Sein Glaubensbekenntniß lautete, nicht blos in der Zeit jugendlicher, kronprinzlicher Schwärmereien, sondern auch im Alter, als er hochbetagt einem jungen Fürsten, der sein Zögling war, ins Gewissen redete, daß der Fürst nur um des Volkes willen da sei, sich nur für des Staates ersten Diener anzusehen habe. Die Anmaßung, ein Recht über die Meinungen der Bürger zu haben, erschien ihm als der verwerflichste von allen Grundsätzen eines unmittelbar von oben eingesetzten Gottesgnadenkönigthums. „Müßte man nicht", so lautet sein eignes Wort in dem „Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten" — „müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu Einem Ihresgleichen gesagt hätten: Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen, und geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt: Wir bedürfen deiner, damit du die Gesetze aufrecht erhältst, denen wir gehorchen wollen. Und wir fordern von dir Achtung für unsere Freiheit. Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung stattfinden kann, und diese Toleranz ist sogar so vortheilhaft für die Gesellschaft, wo sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staats ausmacht. — Und damit ein Fürst die Pflichten, die er zu erfüllen hat, nie aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der

erſte Finanzier, der erſte Miniſter der Geſellſchaft iſt, ſo ſoll er das alles nicht blos vorſtellen, ſondern alle damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er iſt nichts als der erſte Diener des Staats und iſt verbunden, mit aller Rechtſchaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick ſeinen Mitbürgern über ſeine Staatsverwaltung Rechenſchaft ablegen ſollte." (Oeuvres de Frédéric. Tom. 6.) Wir ſind heutzutage ſo weit, die Fürſten perſönlich als unantaſtbar und unverantwortlich anzuſehen, falls ihre Miniſter dem Volke in ſeinen Vertretern Rechenſchaft ablegen, während Friedrich von der Verpflichtung der Fürſten ſpricht, ihre Mitbürger als Richter über ſich zu wiſſen. Und ſolch Gelübde des Jünglings hielt und beſtätigte das Bekenntniß des Regenten, obſchon er Alleinherrſcher war und blieb, vom Recht der Stände und Landſchaften nichts wiſſen wollte. Daß Graf Herzberg nach ſeinem Tode, bei Errichtung ſeines Standbildes in Stettin, von ihm rühmte, er habe gern auf die Willensmeinung der Stände gehört, war eine Lüge, ein politiſcher Nothbehelf, um 1793, wo in Frankreich ein Königshaupt fiel, in Deutſchland dem Königthum den verlornen Stützpunkt im Volke zu geben. Friedrich erkannte kein Recht ſtändiſcher Mithülfe. In Oſtfriesland und Schleſien beſtätigte er zwar dem Worte nach, was er an landſtändiſcher Selbſtverwaltung vorfand, ließ es aber der Sache nach einſchlafen. In den alten Provinzen war ſchon zur Zeit des großen Kurfürſten, ſeit deſſen Einführung der allgemeinen Acciſe zur Deckung der Koſten eines ſtehen-

den Heeres, das Steuerrecht beseitigt, alle Willenskraft zur Selbstverwaltung und zur Bestätigung der Leistungen für die öffentlichen Bedürfnisse erschlafft, das Recht dazu gewaltsam gebrochen oder stillschweigend vernichtet. Auch die liberale Despotie wähnt Alles für das Volk, nichts mit dem Volke thun zu müssen; sie stellt die Monarchie auf diese gefahrvolle Spitze des persönlichen Herrscherwillens, auf eine Spitze, die irgendwie plötzlich bricht. Aber Friedrich stellte die Person des Fürsten unter den Begriff des Staates, machte sich zu dessen erstem Bürger und Diener, und hierin liegt seine Größe als Staatsmann. Die Fürsten sind seitdem der Völker wegen da, die Völker nicht der Fürsten wegen.

Er hatte sich dies Glaubensbekenntniß nicht selbst festgestellt, es war ihm mit der französischen Aufklärung aus der Hand Voltaire's überliefert. Voltaire war schon in jungen Tagen der Gegenstand seiner Schwärmerei; Voltaire's Principien blieben seine Religion, auch nachdem die eitele, rach- und gewinnsüchtige Persönlichkeit des Apostels dieser neuen Religion des Jahrhunderts ihm widrig, zweideutig und leid geworden. Freilich steckte auch Gift in der Blüthe dieser französischen Cultur. Frankreich hatte die unumschränkte Monarchie auf die gefährliche Spitze päpstlicher Unfehlbarkeit und sultanischer Willkür gestellt; Frankreich mußte diese Spitze brechen. Das Gottesgnadenkönigthum flüchtete sich mit allen seinen Schwächen, Sünden und Gebrechen hinter die bindende und lösende Gewalt des Priesterthums, und Voltaire ward der witzige,

hohnlachende Godegieſel in der Aufklärung des Jahrhunderts. Mit der Milch dieſer Weisheit ſog Friedrichs junge Seele auch Gift ein. Die Luſt der Freiheit von den Feſſeln der Hierarchie und des Aberglaubens verſtieg ſich bis zur Vermeſſenheit des Aberwitzes, die offenbarte Religion für Prieſterbetrug, den chriſtlichen Glauben für die tiefſte Knechtſchaft des Geiſtes, für ein Brandmahl der Menſchheit zu erklären. Friedrichs Haß gegen alles Prieſterthum war der Bodenſatz des Voltaireſchen Witzes. Hatte er doch am Hofe des Vaters den beſchränkten Formeldienſt des chriſtlichen Glaubens in abſchreckender Geſtalt und im Verein mit der Barbarei der Unbildung kennen gelernt. Er war als Knabe phyſiſch zart und ſah um ſich her die Pedanterien des roheſten Soldatenthums. Sein urſprünglich fein gearteter Sinn lechzte nach Nahrung, und Bildung des Geiſtes und Gemüthes galt für weichliche Entartung. Geiſtloſe Frömmelei machte ihn zum Zweifler und Spötter. Von den platten deutſchen Scherzen des väterlichen Tabakscollegiums flüchtete er ſich zur feinen, frivolen Perſiflage der franzöſiſchen Satyre. Seine reizbare Sinnlichkeit, ohne alle Genugthuung und Pflege, überſprang gemach alle Schranken der barbariſch gebotenen Zucht, bis ein Unmaß des Genuſſes in einem unnatürlichen Widerwillen gegen das weibliche Geſchlecht endete, vielleicht juſt in der Zeit, wo die Despotie des väterlichen Willens ihm eine einfach ſtille, aber reizloſe Gattin aufnöthigte. Liegen hier Geheimniſſe für den Biographen, ſo hat auch der Pſycholog, der ſein Bild zeichnen

will, auf Lösung und Enträthselung nur hinzudeuten, um die Geneſis dieſes ſeltenen Geiſtes zu erklären.

Einen hervorſpringenden Moment in der Geſchichte ſeines jugendlichen Lebens bot 1728 ein Beſuch mit dem königlichen Vater am Dresdener Hofe. Aus der Betſtunde und vom Tabakscollegium des Vaters, wo der Bierkrug ſchäumte und ein Talglicht brannte, plötzlich auf einen ganzen Monat an den üppigen Hof eines deutſchen Sultans verſetzt! Sparta und Athen ſammt Korinth konnten nicht ſtärkere Gegenſätze ſein, als damals Berlin und Dresden, Brandenburg und Sachſen. Die polniſche Königskrone war auf Koſten des Gewiſſens erworben, auf Koſten des kurſächſiſchen Landes ein Klein-Verſailles in der ſonſt ehrſamen Stadt an der Elbe entworfen. Dem gottesfürchtigen Corporal von Preußen war dieſe heidniſche Ueppigkeit ein Gräuel; ſeinem ſechzehnjährigen Fritz ſtülpte er auf einem Hoffeſte beim transparenten Anblick einer entſchleierten lebenden Venus den Hut vor die Augen. Die lockende Anadyomene, die ſchöne Formera, war dem Prinzen, hieß es, vorgeführt, um ſeine Sinne von der ſchönen Orzelsca abzulenken. Gleichwohl ſchien ſein junges Herz, von den Reizen dieſer Seitentochter König Auguſts entzündet, dauernd gefeſſelt zu ſein, da er auch beim Gegenbeſuch des ſächſiſchen Hofes in Berlin ſich der Gunſt dieſer Huldgöttin zu erfreuen wußte. Von Dresden zurückgekehrt, war er in tiefe Schwermuth verfallen; ſeine Geſundheit litt dergeſtalt, daß man Schwindſucht befürchtete. Aus jener Zeit ſchreiben ſich auch ſeine erſten Gedichte, die den Reizen

der polnisch-sächsischen Gräfin galten. Beim Gegenbesuch sah er die Orzelska, heißt es, mehrmals geheim und sein Trübsinn war alsbald verschwunden. Sein Hang zur Musik war ebenfalls in Dresden wo nicht erweckt, doch gesteigert; Quanz ward von dort auf Betrieb der Königin für ihn berufen, das Flötenspiel blieb ihm als Ausdruck elegischer Stimmungen, aber nur heimlich. Morgens mit steifem Zopf auf dem Exercierplatz, Abends und Nachts mit zierlichem Haarbeutel und in goldstoffenem Schlafrock. Als der König bei nächtlicher Weile ihn überraschte, flogen Gallakleider sammt Flöte, Noten und Büchern eilig ins Kamin. „Mein Fritz ein Querpfeifer!“ tobte der Alte. „Er macht sich nichts aus Soldaten; wird mir meine ganze Arbeit verderben“! So seufzte er vor der Königin, die im Stillen des Sohnes Neigungen pflegte. Der König verfluchte den ganzen Baaldienst der heidnischen, weibischen Musen. Die von Friedrich innig geliebte Wilhelmine von Baireuth mit der naiven Bosheit ihrer Berliner Zunge steht in ihren Tagebüchern selbst von den körperlichen Mißhandlungen Rede, denen Friedrich ausgesetzt war. Der Zorn des Königs über sinnliche Verirrungen war vielleicht gerecht, obschon roh in den Aeußerungen. In Friedrichs Gemüth stieg damit der Abscheu vor den trostlosen Schrecken calvinistischer Gnadenwahl in den Auserlesenen Gottes, je mehr die Reize entfesselter Genußsucht ihn lockten, welche die cynisch-witzige Aufklärung der Franzosen lachend und spottend predigte. Ein ausschweifender Verschwender schien auf einen sparsamen

Hausvater folgen zu wollen; der Prinz machte Schulden, um seine geheimen Bedürfnisse zu befriedigen, nahm Darlehen an vom Herzog von Curland, selbst vom kaiserlichen Hof zu Wien und verfiel den Händen der Juden, gegen deren Wucher im Borgen an Unmündige der König das Edict, mit der Strafe der Karre verschärft, auch auf Mitglieder des königlichen Hauses ausdehnte. Die Königin trifft der Vorwurf, solchem Familienzerwürfniß nicht vorgebeugt zu haben. Ihr heimlicher Plan, den Sohn mit ihrer Nichte von England zu vermählen und damit am Londoner Hofe eine Stütze gegen den Gatten zu erhalten, zerfiel durch Gegenintriguen und eine Prinzessin von Braunschweig ward auf des Königs Ordre Friedrichs Braut. Die häuslichen Scenen zwischen Vater und Sohn erschöpften die ganze Rohheit damaliger deutscher Sitte selbst auf dem Parquet des Fürstensaals. Der König suchte den entarteten Kronprinzen zum Verzicht auf die Thronfolge zu zwingen. Dazu sei er nur bereit, war Friedrichs bittere Antwort, wenn man ihn für einen Bastard erkläre. Davor stutzte der keusche Eheherr; aber die Mißhandlungen des Prinzen gingen wiederholt in Thätlichkeiten über, die Beleidigungen geschahen nicht selten in Gegenwart des Hofes. In der Mißhandlung eines jungen sechzehnjährigen Mädchens, dem der Prinz Artigkeiten erwiesen, erreichte die Barbarei des alten Königs den höchsten Gipfel. Doris Ritter, Tochter eines Rectors in Potsdam, hatte von Friedrich Besuche angenommen; er liebte, so hieß es, nur ihren Gesang und machte ihr kleine

Geſchenke dafür. Sie ward zu Staupenſchlag und dreijähriger Zwangsarbeit in Spandau verurtheilt*). Der König hielt den Sohn für feig und ehrlos. Sein Hohn, er ſeinerſeits würde ſeinem Vater bei ähnlicher Beſchimpfung längſt davongelaufen ſein, reiſte in Friedrich den Plan zur Flucht; der engliſche Hof, die Verwandtſchaft ſeiner Mutter, ſollte ſeine Rechte, ſeine Ehre ſchützen. Die gemeinſchaftliche Reiſe am Rhein zum Beſuch des Kurfürſten von Mainz gab Gelegenheit zur Ausführung des Plans. Der Fluchtverſuch mißlang und der Prinz ſollte als Deſerteur, der die Fahne verlaſſen, behandelt und gerichtet werden. Die Begegnung in Weſel zwiſchen Vater und Sohn lieferte eine Scene voll roher Berſerkerwuth. Der König ſchlug dem „Delinquenten", dem „entlaufenen Obriſtlieutenant Fritz", mit dem Stock die Naſe blutig und Friedrich rief weinend, nie habe „ein brandenburgiſch Geſicht ſolche Schmach geduldet". Der König hatte den Degen gegen ihn gezückt; ein General v. d. Moſel war mit dem Rufe: „Sire, durchbohren Sie mich, aber ſchonen Sie des Sohnes!" zwiſchengetreten. Im Kriegsgericht ſaß ein Buddenbrock, der dem Könige die Bruſt entgegenſtreckte und ſein Blut darbot, das Blut des Prinzen bekomme er nicht. Friedrich ſollte tiefer gekränkt, ſeine Demüthigung

*) Nach Preuß iſt Signora Barbarina, die italieniſche Sängerin, die einzige Frau geweſen, welche, dem Gerücht zufolge, Friedrichs beſondere Zuneigung genoſſen. Doris Ritter heirathete ſpäter einen Pächter der Berliner Fiacres, Namens Schoner; Friedrich hat ſich als König ihrer nicht erinnert.

eine andere werden. Am Genoſſen ſeines Fluchtverſuchs, dem Freunde v. Katte, der freilich auch ein Genoſſe ſeiner heimlichen Verwilderung geweſen, wurde das Todesurtheil vollſtreckt. Das Urtheil des Kriegsgerichts lautete auf Caſſirung und mehrjährige Feſtungsſtrafe; allein der König verwarf den Spruch, ſprach von glühenden Zangen, vom Galgen, und beſtand dann auf Hinrichtung mit dem Schwert. Vor dem offenen Fenſter des gefangenen Prinzen in Küſtrin ging der Zug zur Richtſtätte vorüber. „Pardonnez-moi, mon cher Katte!“ rief Friedrich hinunter. „La mort est douce pour un si aimable prince!“ rief Katte und ſtreckte die Arme in die Höhe; Friedrich ſtürzte ohnmächtig ins Zimmer zurück.

In ſolchen Scenen einer grauſamen Tragödie erſtarb Friedrichs Herz, erſtickte der Funke ſeines tief verſteckten, nur heimlich genährten und verſchüchterten Gemüthes. In der Schule ſo herber Schickſalsſchläge reifte ſein Geiſt. Die Läuterung des ſittlichen Menſchen in ihm gelang, aber ſie gelang nur auf Koſten ſeiner menſchlichen Empfindungen; es wurde ein Feld in ſeinem Innern brachgelegt, auf welchem ſeitdem nur ſparſam ein Grashalm wuchs. — Er blieb ſolange Gefangener, bis ſeine innere Umkehr, eine religiöſe Zerknirſchung, vollſtändig war. Und auch dies gelang; im Kerker gelingt ſo manches, aber ſelten zum lichten und beglückenden Heil der Seele. Der Prediger, der Friedrichs Gemüth bearbeiten mußte, Feldprediger Müller vom Regiment Gensdarmen, derſelbe, der Katte zum Tode vorbereitet, ward

ihm ein lieber Gefährte der Gewohnheit. Friedrich erhielt in dessen Umgang keinen Glauben an ewige Höllenstrafen; schienen doch solche kaum noch nöthig, sein Inneres zu reinigen; aber er gewann die Einsicht in die Erbärmlichkeit der menschlichen Seele, und dieser bleibende „Gewinn" für ihn hieß Menschenverachtung, wenigstens Geringschätzung des angeblich mit Vernunft begabten Wesens, das sich nur ein Bild Gottes dünkt, wenn es sich stumpfem Formeldienst und dem dumpfen Glauben ergiebt, nicht kraft eigner Besserung, Tüchtigkeit und Güte, sondern nur kraft fremden Verdienstes erlöst und gerettet zu werden. Er huldigte nicht diesem Glauben, aber die Nothwendigkeit desselben setzte sich in ihm als Thatsache für das Menschengeschlecht fest; in ihm selber reifte erst später im Donner seiner Schlachten und in der Todesnoth der Verzweiflung ein fester, aber starrer, kalter Stoicismus, der mit der Ruhe eines Cato dem Nichts der Auflösung entgegensieht. Aber auch für sich selbst reifte im Kerker zu Küstrin doch auch die Einsicht in die Verwerflichkeit seiner bisherigen Führung, und in der Buße dieser Einkehr machte er die Entdeckung, daß sein König Vater jedenfalls zum wenigsten ein ehrlicher Mann war. Dies Selbstgeständniß Friedrichs im Gefängniß war aufrichtig, ungezwungen. Bis zum Gefühl seines Unwerths hatte der fromme König den Sohn treiben wollen; damit hatte er sein Genüge, und des Pastors Mahnung, der Herr habe nicht nur Höllenstrafen für Sünder, sondern auch Gnade, fand Eingang bei Friedrich Wilhelm, der nicht der Einsprache der Höfe,

nur seiner eignen Willensmeinung Gehör gab. Zur Buße Friedrichs gesellte sich aber eben so freiwillig Wissensdurst und Arbeitsdrang. Friedrich lernte auf der Festung arbeiten, und das ist jungen Fürsten selten vergönnt zu lernen. Nicht blos der als Strafe gemeinte Hinweis auf actengetreue Beschäftigung im Regierungswesen bei der Kammer in Küstrin, eine Beschäftigung, die eine gute Vorschule für den angehenden Regenten war; der unter verwöhnten Weichlingen auf Fürstenthronen seltene, wo nicht einzige Arbeitsamkeitstrieb Friedrichs schreibt sich aus der Zeit seiner Buße und Gefangenhaft; er blieb ihm treu bis zum letzten Augenblick, ein langes, mitunter glänzendes, innerlich aber ebenso oft verarmtes, bald stolzes und glückgekröntes, bald gramerfülltes, verzweiflungsvolles Leben hindurch, sei's, daß dieser Trieb in den Entwürfen zur besten aufgeklärtesten Gerichtsbarkeit im Lande, oder in der erfinderischen Combination sich erging, mit den schwächsten Mitteln die stärksten Gegner, ja halb Europa zu überflügeln, mitten im Donner der Kanonen die Elemente zu bezwingen oder selbst in Todesgedanken und im Gefühl des nahen Untergangs noch scharfsinnig spielend in elegant geformten Versen sich ein Genüge zu thun. Selbst der Witz in Friedrichs Gedanken und Worten war oft nur ein Nothbehelf für den unermüdlichen Arbeitstrieb seines in Leid und Lust scharf zugespitzten Geistes. Zur herben Zucht in seiner Jugend gesellten sich dann später auch noch die Schauer der Reue, durch kecke Verwegenheit wie zum Spiel sich den Abgrund des Todes geöffnet zu

haben. In dieser zwiefachen Schule reifte der Kern seines Wesens.

Auf Friedrichs Versöhnung mit dem königlichen Vater folgte die aufgedrungene Vermählung, die er kalt und ruhig, aber mit dem Entschlusse über sich ergehen ließ, von den Rechten des Gatten in solchem Bündniß nichts zu wissen, ohne jedoch Ehre und Würde der ihm, wie er meinte, ebenfalls als Opfer Auserkornen zu verletzen. Daß seine Gattin ihn heimlich, verschämt, und verschwiegen geliebt, ist oft wiederholt, von der wohlfeilen Romantik einer beliebten Novellistik geschildert. Thatsache ist, daß Friedrichs Frau weder körperliche, noch geistige Reize aufzuwenden wußte, des Gatten vielleicht schon früh gegen Frauenschönheit erkaltetes Herz zu entzünden. Für gemächliche, duldende Freundschaft hatte er keinen Sinn, jeder Genuß, jeder Gedanke, jede Empfindung mußte für ihn gepfeffert sein wie die Würze der Speisen, die er liebte. Selbst in den Späßen seiner Nebenstunden hatte er den Zauber der Harmlosigkeit verlernt, sein Wissenstrieb einen gewissen diabolischen Anstrich erhalten; man wußte von seinen Experimenten in der Kreuzung der Racen und Thierarten. Faust und Mephistopheles waren gemischt in ihm und nach Asafötida schmeckten selbst seine Liebhabereien. Eine harmlos einfache Frauennatur konnte ihm nicht genügen. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern war blond, mit blaßblauen Augen, weißer Haut und guten Farben, — aber schlechten Zähnen, setzt ein böswilliger Zeitgenosse hinzu, ein Lobredner Friedrichs. Sie

war unbehülflich, von schlechter Haltung und ungeschickt im Sprechen und Benehmen, ohne Geschmack und Erziehung. Beim Antritt seiner Regierung dachte man an Auflösung seiner Ehe. Im Gegentheil, er stellte dem versammelten Hofe zur Ueberraschung Aller sein Ehegemahl als Königin vor; er behielt die Sitte bei, jährlich dreimal Sonntags ceremoniell mit dem Hofe und fremden Gesandten bei ihr im Berliner Schloß zu speisen und mit schweigsamer Reverenz diese einzige Bethätigung einer Gemeinsamkeit mit ihr gewissenhaft pünktlich zu wiederholen. Daß sie christlich fromm war, wozu schon das Gefühl der Verstoßung führen mußte, konnte die Abneigung des Königs wohl nur erhärten. Daß sie, um ihm und seinen Neigungen entfernter Weise zu huldigen, Gellerts Fabeln, Oden, Lieder und moralische Vorlesungen, sowie Sack'sche Predigten und Spaldings „Bestimmung des Menschen" ins Französische übersetzte und diese ihre Arbeiten ihm überreichen ließ, änderte nichts im Verhalten der peinlich verbundenen Gatten. Im Sommer bewohnte sie das Schloß Schönhausen; Sanssouci hat sie nie betreten. In seinem Testamente sorgte Friedrich, daß ihr alle Ehrfurcht erwiesen werde, die sie „durch ihre unerschütterliche Tugend verdiene". Und doch hatte Elisabeth in jungen Tagen das Leben in Rheinsberg mit ihm getheilt, wo Lustbarkeit und Scherz sich vielfach in Maskeraden und sinnreichem Komödienspiel ergingen. Man weiß nicht, ob Friedrich die Gattin dort nur aus Furcht vor dem königlichen Vater duldete. Diese Furcht vor Friedrich Wilhelm war im

Sohne nach und nach zur wahr und aufrichtig empfundenen Ehrfurcht erwachſen, zumal ſeit dem Anblick des bürgerlichen Segens, den der König als getreuer Hausvater über verarmte und verwahrloſte Länderſtrecken im Oſten des Reichs zum Glück Tauſender zu verbreiten wußte. — Das beſte Vernehmen zwiſchen Vater und Sohn ſtellte ſich dauernd feſt, ſeitdem der Prinz ſich als Soldat eifrigſt der Fürſorge für ſein Regiment in Ruppin befliß. Des Vaters Soldatenliebhaberei kam ihm als König wahrlich gut zu ſtatten; die Rieſengarde ſchaffte er zwar ab, aber die gewiſſenhaft geſchulte „Potsdamer Wachparade" that, ſobald das Feuer ſeines Geiſtes ſie beſeelte, im Sturmwind ſeiner Feldzüge ihre guten Dienſte, und er pries im Anblick der Wunder der Tapferkeit, die ſeine Garden übten, den oft geſcholtenen Vater oft und laut noch im Grabe, auch als er ſeine Denkwürdigkeiten ſchrieb. Kriegeriſcher Sinn erwachte noch mehr in Friedrich beim Beſuch des öſterreichiſchen Feldlagers, wo er den Prinzen Eugen begrüßte; ſeine „Ode an den Ruhm" ſchrieb er in jener Zeit. Sonſt war das Rheinsberger Leben dem Studium gewidmet. Friedrich las die antiken Schriftſteller, namentlich die Geſchichtſchreiber, freilich nur in franzöſiſcher Sprache; auch des deutſchen, von ſeinem Vater aus Halle vertriebenen Philoſophen Wolff Logik, Moral und Metaphyſik ließ er ſich erſt ins Franzöſiſche überſetzen, um ſie verſtehen zu können. Das fremde Idiom war ihm für ſeine Gedanken und feineren Empfindungen, für ſeine Aufklärung und Erkenntniß leider allein das für ihn

zugängliche. Damit blieb ihm denn neben der Koſt der franzöſiſchen Küche der tiefe Brunnen antiker Poeſie verſchloſſen; er ſetzte die Henriade über Homer, Virgil und Taſſo, ja ihm war nach eignem dreiſten und offenen Geſtändniß „Ein Gedanke in der Henriade", die er ganz auswendig wußte, „mehr werth als die ganze Iliade:" In Racine's Mithridat und Voltaire's Oedip ſpielte er mit Komödie. Im Studium Bayle's und Voltaire's ward er zum entſchiedenen Skeptiker, der Cultus des Philoſophen von Ferney ward ſeit 1736 auf dem Tusculum des Prinzen zu Rheinsberg ſyſtematiſch betrieben. Die Bewunderung deſſelben verſtieg ſich bis zur Schwärmerei; Friedrich ſchrieb in jener Zeit an Voltaire: „Sie haben keinen andern Fehler als daß Sie zu weit über andere Menſchen erhaben ſind." Dabei blieb aber doch, ſelbſt in franzöſiſcher Vermittlung, vom Umgang mit den Geſchichtſchreibern, Staatsmännern und Philoſophen Griechenlands und Roms genug übrig, um Friedrichs Geiſt zu ſchulen, ſo daß ſein ehernes Charakterbild ſich dreiſt an die Geſtalten der antiken Welt ſtellen kann. Jordan, früher reformirter franzöſiſcher Prediger, war ſein Lector und Bibliothekar, Fouqué, der Getreue, und Guichard (Quintus Icilius) die militäriſchen Genoſſen des Rheinsberger Hofes, Graf Algarotti kam ab und zu, die Gebrüder Graun leiteten die Concerte, Knobelsdorf, der ſpätere Erbauer des Berliner Opernhauſes, verſchönerte und erweiterte das Schloß. Allen Gottheiten ward in Rheinsberg geopfert, ſchreibt Baron Bielfeld, nur der Diana nicht; er ſchilt den Prinzen

ſogar mauvais cavalier et chasseur; — en revanche il aime la lecture, la musique et la bonne chère. Sein Studium der antiken Geſchichtſchreiber und Staatsmänner war in Rheinsberg jedenfalls das gründlichſte; das beweiſen ſeine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand des europäiſchen Staatenſyſtems“ und ſein „Anti-Macchiavell“, dieſe Vertheidigung der Humanität als beſtes Mittel, über Menſchen zu regieren.

In Friedrichs franzöſiſcher Jugendbildung war Manches Phraſe; erſt der Sturm der Prüfung, der den Mann ſchüttelte, ſtreifte die Flittern ab. Je mehr aber der Kern ſeines Weſens zum Vorſchein kam, deſto mehr brach ſich deutſches Element in ihm Raum, ja deſto ähnlicher ward er ſeinem Vater, ſelbſt im Jähzorn, in den übertriebenen Forderungen an Andere, im ſtraffen Ordnungsſinn, der überall prüfte, muſterte und beſſerte, auch im unbeugſamen Rechtsgefühl, das freilich oft genug in despotiſche Rechthaberei umſchlug, auch im Hang zur Sparſamkeit, der ebenfalls bei ihm auf Momente bis zum Geiz ſtieg. Auf dieſen ſpartaniſchen Tugenden errichteten aber die Hohenzollern überhaupt ihren Staat, und Friedrich wurde trotz ſeiner Schulung in franzöſiſchem Esprit immer mehr ein Mann vom Schlage der Seinen. Selbſt in ſeinen Scherzen war vielleicht auch ſchon der Sohn Berlins, nicht blos der Schüler Voltaire's erkennbar. Es war ein achtundzwanzigjähriger König, der bei der Abreiſe nach Königsberg an dieſen ſeinen Lehrer, den Hoch- und Großmeiſter der Aufklärung, ſchrieb: „Ich reiſe jetzt

nach Preußen, um mir da ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Ignoranz eingeführt hat." Nach den doch dabei nöthigen Förmlichkeiten fragte er den Ceremonienmeister, ob er seine Sache gut gemacht. O ja, Sire, — lautete dessen Antwort, — aber Einer machte es doch noch besser. — Und Der war? — Louis XV. — Ich aber kenne Einen, der es noch besser machte als König Louis. — Und Der wäre? — Der Schauspieler Baron, sagte Friedrich spottend. — Fast wie ein gamin Berlins, schreibt er beim Ausrücken zum ersten schlesischen Kriege an Jordan: „Schreib' mir doch alles Possierliche, was man von mir sagt, denkt und thut. Berlin soll jetzt aussehen wie Frau Bellona in Kindesnöthen; hoffentlich wird sie ein hübsches Früchtchen zur Welt bringen und ich durch einige kühne und glückliche Unternehmungen das Vertrauen des Publicums gewinnen."

In der That, war ihm auch allen Ernstes an der öffentlichen Meinung gelegen; schrieb er doch eigenhändig in der Spenerschen Zeitung seine „Briefe an das Publicum", welche die diplomatischen Umtriebe der Zeit ergötzlich verspotteten. Seine Witze über das Regiment der „drei Unterröcke" in Paris, Wien und Petersburg wurden europäisch ruchbar. Je älter er ward, desto mehr guckte aus dem französischen Schliff seiner Wendungen nicht blos die Berliner Munterkeit, sondern deutsche Grobheit hervor; wie die Welt ja auch bekanntlich von ihm erfuhr, welche vier Wörter das beste,

d. h. das deutscheste Deutsch seien. Im persönlichen Verkehr bekam er seinen Lehrmeister im Witz bald satt; „ich erstaune über Ihre Unverschämtheit", schrieb er 1752 an Voltaire nach dem Proceß mit dem Juden Hirsch wegen unächter Diamanten und Voltaire's Aufkauf sächsischer Steuerscheine, die der Kammerherr des Königs als preußischer Unterthan sich zum Nennwerth bezahlen ließ. „Für Ihre Werke verdienen Sie Statuen, für Ihr Betragen Ketten", sagte ihm Friedrich sehr einfach deutsch, ehrlich und gutmüthig. Voltaire hatte seine „Geschichte des Doctor Akakia" gegen sein gegebenes Versprechen drucken lassen. Friedrich konnte den Präsidenten seiner Akademie, Maupertuis, gegen den die Satyre ging, nicht öffentlich preisgeben lassen; der Henker verbrannte also die Schrift auf den Märkten Berlins, auch auf dem Gensdarmenmarkt (Charlottenstraße 20) vor den Fenstern des vor Aerger wüthenden Poeten. Voltaire hat sich boshaft gerühmt, des Königs schmutzige Wäsche waschen zu müssen. Friedrichs Französisch war in der That orthographisch nicht ganz makellos, wenn auch nicht so schlecht wie sein Deutsch. „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr nöthig haben", sagte Friedrich; „man drückt die Orange aus und wirft die Schaale fort." Witze und Anekdoten machten den König bald genug zum Liebling der Welt; der Kladderadatsch ging damals ohne Druck von Mund zu Mund. In Paris stieg des Königs Ruhm mit seinen „Kalenburgern" über Gott und Welt; das englische Volk aber begann ihn zu vergöttern, weil er seine raschen Wortspiele mit eben so

ſchnellkräftigen Thaten im ernſten Spiel der Waffen beſiegelte. Das ganze Zeitalter ſchien witzig werden zu wollen, wenn auch oft ungeſucht und unverſchuldet. Der alte Deſſauer betete vor der Keſſelsdorfer Schlacht, ohne einen Witz machen zu wollen, in höchſter Noth: Lieber Herrgott, ſteh' mir heut gnädig bei, oder willſt Du nicht, ſo hilf wenigſtens die Schurken, die Feinde, nicht und ſieh' ruhig zu, wie's kommt!

Der Zufall, ein Hauptfactor im reizenden Blödſinn des Witzes, machte in dem kaiſerlichen Erlaß vom Aufgebot der Reichstruppen durch die Gunſt eines Druckfehlers aus der „eilenden" Reichsarmee eine elende. Friedrich war ſcherz- und ſchalkhaft bis am Tage von Kollin; hart am Abgrunde und im ſcharfen Anblick des Untergangs hatte der Witz für ihn ein Ende, der ernſte Kern ſeines Weſens legte ſich erſt von da ab in ihm bloß, und ſeine von den Zeitgenoſſen ſchon früher ausposaunte Größe beginnt für uns erſt mit dieſer ſeiner Niederlage.

Als er den Thron beſtieg, wußte noch niemand, was man von ihm halten und denken ſollte; niemand ahnte, wie weit dieſer mit allen Anzeichen ſanguiniſcher Keckheit, Laune und Willkür ſich ankündigende Charakter ausreichen und ſtichhaltig ſein werde. Der königliche Philoſoph von Sansſouci konnte vielleicht der weiſe Salomo des Nordens werden, ohne ſeine Monarchie um eine Provinz mehr zu vergrößern. Konnte er nicht daran arbeiten, Deutſchland durch eine Reform friedlich umzugeſtalten? Dann freilich wurde

er nicht der Sieger in 14 Feldschlachten, er wurde dann freilich, als bloßer Friedensfürst, der die Aufklärung auf den Thron setzte, nicht der gefeierte Held des Jahrhunderts, das zum Theil auf eigne Kosten ihn bewunderte und beklatschte; der Glaube an ihn mußte für die Welt Glanz, Lärm und Schimmer haben. Das gesammte heilige römische Reich deutscher Nation neu zu gestalten, lag auch gar nicht in seinem Sinn und Gelüsten, im Gegentheil, er benutzte dessen Zerfallenheit für Preußens Größe um jeden Preis. Es lag ihm nicht am Concert, nicht an der Musik im Ganzen, auch nicht an der Flöte, wie Quanz bemerkte, nur an seiner Flöte. Und die hat er denn freilich gespielt mitten in der Disharmonie des europäischen Orchesters, wenn es auch mehrmals klang, als blies er auf dem letzten Loche.

Die Streitfrage über Preußens Rechte wider Oesterreich ist oft erörtert worden. Habsburg hatte Brandenburg seit lange schlecht behandelt, mehr noch geringschätzig als treulos. Der große Kurfürst hatte auf Ostfriesland die Ansprüche bestätigt erhalten, aber Vorpommern dafür aufgeben müssen; der Kaiser wollte an der Ostsee keinen „König der Wenden" aufkommen lassen. Für gute Dienste gegen die Türken und in den Schanzen vor Turin war denn doch die Anerkennung des Titels „König in Preußen" erlangt. Den Ersatz für Ansprüche auf schlesische Fürstenthümer, den Schwiebuser Kreis, hatte der neu gemachte König Fried-

rich I. wieder abtreten müſſen, ſeinen Nachfolgern überlaſſend, ihr Recht zu wahren. Wegen der Anſprüche auf Jülich und Berg war Preußen von Oeſterreich zweizüngig behandelt, wo nicht gar entſchieden betrogen. „Ein Rächer wird aus meinem Staube erſtehen!“ und: „Da ſteht Einer, der mich rächen wird!“ Dieſe Worte, von der Tradition aufbewahrt, erklangen wie Echorufe in der Bruſt junger Erben, — ſelbſt wenn auch Hr. Onno Klopp ſie als hiſtoriſch bezweifelt. Eingeräumt aber, Oeſterreich habe ſich hinſichtlich der jülichſchen Erbfolge zweideutig erklärt, und den Anſpruch auf ſchleſiſche Fürſtenthümer als rechtlich begründet zugegeben: ſo blieb Friedrich doch nicht innerhalb der Grenzen dieſer Anklagen und Forderungen ſtehen, und die Art und Weiſe, wie der jugendliche Monarch beim Regierungsantritt mit dem Wiener Hofe um Entſchädigung förmlich feilſchte, Geld bot, prahleriſche Zuſagen ſeiner Hülfsleiſtungen gab im Falle der Willfährigkeit, und die Verlegenheiten der Tochter Kaiſer Karls VI., und den Zweifel an deſſen pragmatiſcher Sanction benutzte: das erſchien und erſcheint noch heute den billig Denkenden als kleinlicher Eigenſinn, frevelhafter Uebermuth und nackter Egoismus. Erſt die geniale Schnellkraft, die charakterſtarke Zähigkeit, womit er ſeine rechtlich ſchwankenden und launenhaft geſtellten Forderungen feſthielt und durchführte, verſöhnte mit ſeinem anfänglichen Auftreten, das unter ſeinen Zeitgenoſſen ſelbſt entſchiedene Bewunderer ſeines Talents, wie der engliſche Geſandte Mitchell, als tadelnswerth rügten. Ein zweiter

Engländer, Mr. Hyndford, ſah in des jungen Fürſten „unerſättlichem Ehrgeiz“ Gefahr für die Freiheiten Deutſchlands, ja für die Ruhe Europa's. Wie Friedrich in ſeinen Vorſchlägen zum friedlichen Ausgleich „einen guten Theil Schleſiens“ forderte, dieſe Wendung nach den Ereigniſſen und Glücksfällen höchſt dehnbar offen laſſend, entfuhr dieſem Berichterſtatter der Ausruf, im Könige ſtecke „mehr von einem chicanirenden Advocaten als von einem Helden“; auch fürchte Friedrich ſich „mehr vor Rußland als vor Gott“. Wie dem auch ſei, und wie die erſten Verſuche Friedrichs, ſich mit „alten Anſprüchen“ in den Vorgrund der europäiſchen Bühne zu drängen, beurtheilt werden mögen: der ſiebenjährige Krieg erſt, der ein europäiſcher ward, entfaltete in Gefahr und Todesnoth die ganze Macht in Friedrichs Weſen und konnte auch in den Beweggründen zum Beginn des neuen Kampfes die billig Denkenden und die rechtlich Fühlenden auf Seite des Bedrohten ſtellen. Es ſchien Thatſache, daß die Höfe ſich verſchworen hatten, ſich in die Provinzen Friedrichs zu theilen; nicht blos Schleſien ſollte zurück an Oeſterreich, Oſtpreußen ſollte an Rußland, Magdeburg an Sachſen fallen, und Friedrich hatte, Dank dem Dresdener Kanzelliſten Menzel, die Schriftſtücke dieſer Verhandlungen in Händen. J'atteste le ciel, ſchrieb der König an Mr. Mitchell, que je ne connais d'autre moyen de me tirer d'un pas aussi difficile, qu'en le prévenant, und nicht, wer den erſten Schlag führe, könne als Angreifender betrachtet werden, ſondern wer dieſen Schlag nothwendig

und unvermeidlich mache. Erst mit und in dem dritten schlesischen Kriege rechtfertigte Friedrich seine leichtfertige Keckheit, den ersten begonnen, und sein Glück, auch den zweiten zu seinem Vortheil geführt zu haben. Das Recht seiner Ansprüche war buchstäblich zweifelhaft; und wenn es nicht Schlesien war, zu welchem er griff, so hätte ein anderes Stück Erde den Schauplatz abgeben müssen, seinen jungen kühnen Muth zu entfalten. Sein Geständniß an Jordan ist vollgültiger als alle Versuche, juristisch seinen Landfriedensbruch zu decken. Er schrieb den 3. März 1745: J'aime la guerre pour la gloire; mais si je n'étais pas prince, je ne serais que philosophe. — Mon age, le feu des passions, le désir de la gloire, la curiosité même, pour ne te rien cacher, enfin un instinct secret m'ont arraché à la douceur du repos que je goutais, et la satisfaction de voir mon nom dans les gazettes et en suite dans l'histoire m'a séduit.

In den ersten beiden schlesischen Kriegen machte Friedrich seine Schule. Man kann sie bloße Feldzüge nennen, auf welche sofort bei der mangelhaften Gegenrüstung Oesterreichs statt Waffenstillstände Friedensschlüsse folgten. Seine fünf Siege waren leicht errungen, ebenso seine ersten Triumphe, die ihm im Lager zu Strehlen die Gesandten halb Europa's staunend und bewundernd darbrachten. Bei Molwitz erfocht die unter seinem Vater eingeübte Fußgarde den Sieg; seine Reiterei war herzlich schlecht und mußte sich erst an der österreichischen schulen. Bei Hohenfriedberg, im zweiten Feld-

zuge, zeigte sie schon, was sie vom Feinde gelernt. Friedrich selbst begann seine Feldherrnlaufbahn ebenfalls als Dilettant. Bei Sorr, sagt er, hätte ich geschlagen zu werden verdient, nur die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tüchtigkeit meiner Truppen hat mich davor bewahrt. Schon mit dem Dresdener Frieden (1745) begrüßte ihn die Welt, wenigstens die Berliner, als Augustus und als Magnus. In einer poetischen Epistel setzte er 5 Jahre später seinen Soldaten, denen er Alles zu danken hatte, ein Ehrendenkmal, und in seiner Histoire de mon temps sagt er: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.“ Und die Tüchtigkeit der deutschen Faust, die das Raffinement des französirten Helden und Freidenkers in Scene setzte, war ächt deutsche moralische Kernkraft und eine Tugend der Gesinnung, die er oft genug als „tudesque“ verachtet und verspottet. In der Zeit vom zweiten zum dritten Kriege begannen die Arbeiten seines Friedenswerkes, meistens freilich nach französischer Chablone. Sein nächster Kreis bestand aus Franzosen. An Jordans Stelle trat als Busenfreund Marquis d'Argens. Die beiden Briten Marischal gehörten zu den Besten seines vertrauteren Umgangs. D'Alembert konnte nicht dauernd gewonnen werden. Als ihn Voltaire's Eitelkeit, Bosheit und Habgier endlich zurückschreckte, rief er seufzend: „Wie kann eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein!“ — Die Cultur des Herzens ist freilich eine andere als die des esprit. Friedrich war nicht blind über

Voltaire, aber seine Bildung war ein Product dieses Kopfes und er entschuldigte sich vor sich selbst, wenn er sagte: „Ich will sein Französisch wissen; was geht mich seine Moral an!“ — Ein sehr verfänglich Wort im Munde Friedrichs, verfänglich für einen König und für den Menschen in ihm.

Zur Ueberraschung für ganz Europa eröffnete Friedrich, ebenfalls ohne Rathgeber und fast ohne Bundesgenossen, gegen Ende August 1756 den dritten schlesischen Krieg. Den Streitkräften Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands, Schwedens und eines großen Theils vom deutschen Reiche gegenüber, nahm er den Kampf auf. Mit den Hülfsmitteln eines Staates von 5 Millionen Menschen trat er der Verbindung jener Staaten von 80 Millionen entgegen, sie nur an Kühnheit des Willens überflügelnd, im Unglück durch die zähe Standhaftigkeit seines Geistes, in der Verzweiflung durch die erfinderische Keckheit der höchsten Wagnisse die Welt zur Bewunderung hinreißend. Mit der Veröffentlichung der geheimen Acten der drei großen Höfe lieferte er den Beweis, daß diesmal das Recht der Selbsterhaltung auf seiner Seite war, und noch ehe sie einig waren über Ausführung ihrer Entschlüsse zu seiner Erniedrigung, stand er mit seinen Heeren im Mittelpunkt des kriegerischen Schauplatzes. Die Erbitterung der edlen Maria Theresia, die ihr Schlesien nicht verschmerzen konnte, war gegen „den bösen Mann“ ebenso stark als der Haß der russischen Elisabeth und der französischen Pompadour, die sich Beide, per-

sönlich durch seinen übermüthigen Spott beleidigt, zum Bündniß mit Oesterreich vereinigten. Es lag aber weder in Frankreichs noch in Rußlands Absichten, in der Demüthigung Preußens Oesterreich einen Dienst zu leisten. Die geheimen Bündnisse zwischen den drei Hauptstaaten des europäischen Festlandes hatte allerdings der gegenseitige Vortheil dictirt, aber die gegenseitige Eifersucht entkräftete sie wieder. Preußens Verkleinerung war nur sehr nebenbei ins Auge gefaßt, und nur für den Fall, daß Friedrich seinerseits Krieg anfangen und von neuem die Ruhe in Deutschland stören werde. Frankreich hatte sich mit Oesterreich verbündet, um sich im Kampf gegen England den Rücken zu decken, mit Rußland, um dieses nicht allzutief sich mit Oesterreich verbrüdern zu lassen. Auch war es am Hof zu Versailles nur die Partei der von Maria Theresia geschmeichelten Pompadour, die es betrieb, den Buchstaben des Vertrags zu erfüllen und Oesterreich, falls es angegriffen sei, Hülfstruppen zu stellen. Ernstlich war es den drei Cabinetten nicht darum zu thun, einander zu nützen, vielmehr nur sich gegenseitig zu hindern, daß die eine mit Hülfe der andern zuviel Vortheil gewänne. Hierin liegt das Geheimniß in der Führung des Kriegs gegen Friedrich, keineswegs blos in der gerühmten „Wunderkraft" seines Heeres, so sehr auch seine Heldenthaten den Gang des Krieges kreuzten, die bewundernswürdige Kühnheit seines rastlosen Geistes die halben Entschlüsse der Gegner noch mehr entkräftete. Die schlechten Feldzüge des französischen Heeres können gar nicht nach den Regeln

des Krieges beurtheilt werden. Die Cabalen der Höflinge von Verſailles hinderten eine beſſere Führung, und auf ruſſiſcher Seite waren Anfangs die Eiferſucht der Feldherrn gegen die öſterreichiſchen Generale, dann der Thronwechſel in Petersburg Beweggründe zur Schonung und endlichen Rettung Friedrichs, während unter den Reichstruppen entſchiedene Sympathie für die Sache und für die Perſon des preußiſchen Königs die Läſſigkeit in der erzwungenen Führung des Kriegs erklärlich macht. Nur in Wien hatte man in erſter Linie an Rache gegen Friedrich gedacht, und Fürſt Kaunitz keine Scheu gehegt, die abgefeimteſten Ränke zu ſpinnen, um Friedrich zu einer Uebereilung zu reizen; denn nur ſobald er angriff, trat der Buchſtabe der Schutz- und Trutzbündniſſe mit Frankreich und Rußland in Kraft. Kaunitz ſoll ſogar den ruſſiſchen Großfürſten veranlaßt haben, dem Könige heimlich eine Verſchwörung der drei Höfe zu ſeinem Untergange zu verrathen, eine Verſchwörung, die im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht vorhanden war, während die Furcht vor einer ſolchen Preußen in Harniſch jagen konnte. Dies gelang und Kaunitz hoffte, des Königs Vermeſſenheit werde ihn ſicher ſtürzen. Mit faſt knabenhaftem Fürwitz hatte Friedrich nach Schleſien die Hand ausgeſtreckt und es war ihm zweimal gelungen, die träge Maſſe Oeſterreich zu überliſten; das dritte Mal ſollte das gewagte Spiel des Uebermuths tragiſch für ihn enden, die Gewalt der Maſſe von drei Seiten ihn erdrücken. So war Kaunitz' Gedankengang. Er täuſchte ſich aber, oder überwand nicht

die Hinderniſſe, dem kühnen Gegner einen entſchloſſenen General mit gleich ungebundener Vollmacht ins Feld zu ſtellen. Marſchall Daun, von Natur und Ueberzeugung ein Cunctator, war zugleich noch abhängig vom Hofkriegsrath zu Wien, deſſen Entſchließungen und Befehle von Kaunitz' Ränken, von Maria Thereſia's Wünſchen und von den Einflüſſen des Erzherzogs Joſeph gekreuzt wurden. Nur Friedrich war unumſchränkt Herr über ſeine Mittel und Kräfte, unverantwortlicher Gebieter in ſeinem Thun und Laſſen, er allein konnte und mußte Alles an Alles ſetzen, er allein durfte Va banque ſpielen, um das Letzte an das Höchſte zu wagen. Wie weit, als er den Krieg begann, die Vermeſſenheit ſeiner Gedanken ging, läßt ſich kaum ermitteln. „Mit weniger eignem Volk und Bundesgenoſſen zertrümmerte Alexander den perſiſchen Staat!" Dies war zu Anfang ſein Wort voll kecker Zuverſicht. Die Schlacht bei Kollin ſetzte ihm Schranken und der Tod ſeines Lieblings Winterfeld beſiegelte das Geheimniß der Pläne, die eine Aufwiegelung der Ungarn umfaßten, um auf den Wällen Wiens den Frieden zu dictiren, wie Friedrich in einem Schreiben an Maria Thereſia ſelbſt andeutet, nur jene verlorne Schlacht habe ihn abgehalten, ihr in Wien den Beſuch zu machen. Stand dieſer keckſte aller Pläne feſt und klar vor Winterfelds Seele, oder dämmerte er in Friedrichs Entwürfen: wenn er gelang, dann war der neue Guſtav Adolph, der proteſtantiſche Kaiſer der Deutſchen fertig und eine Neugeſtalt Germaniens begann unter dem neuen Cäſar Auguſtus. Der Tag von

Kollin begrub dieſe mögliche Perſpective, und alle nachfolgenden Siege Friedrichs konnten nicht verhindern, daß der Krieg ſich immer mehr auf ſeine eigenen Staaten zuſammenzog, und die hochfliegenden Plane damit endeten, nur blitzweiſe auf einzelnen Punkten ſchmetternd vorzudringen, um ſich ſchließlich in der Vertheidigung hinzufriſten. Seine glänzendſten Siege ſchienen Friedrichs Untergang nur verſchieben, nicht hindern zu können, bis das Schickſal es müde wurde, ihn über die Fehler ſeiner Gegner triumphiren zu laſſen, und die launenhafte Gunſt des Zufalls ſeine Rettung herbeiführte. In der Macht der allgemeinen Verhältniſſe lag es, daß Friedrich und Preußen nicht untergingen; Friedrichs Größe beſteht nicht darin, daß es ihm gelang, aus dem dritten ſeiner Kriege ſiegreich hervorzugehen, ſondern in der unermüdlichen Schwungkraft ſeines Geiſtes dicht am Rande des Abgrunds. Beleuchten wir am Gange dieſes dritten Krieges die Momente, wo Tod, Nacht und Verzweiflung die Flügel um ihn ſchwangen.

Friedrich überraſchte durch die Schnellkraft in der Ausführung ſeiner Plane; ſein „Prävenireſpielen“ wurde im Munde der Oeſterreicher ſprichwörtlich. Auf die ſchnelle Beſitznahme Sachſens folgte die Unterwerfung des kurfürſtlichen Heeres, ſein Sieg bei Lowoſitz in Böhmen feſſelte an ſeine Fahnen von neuem den Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit. Oeſterreich ſtellte ihm jedoch ein Heer entgegen, wie ſelbſt die alten Krieger aus der Zeit des Prinzen Eugen ein gleich ſtattliches nicht geſehen. „Es ſind nicht mehr

die alten Oeſterreicher!“ hat der König gleich beim erſten Zuſammentreffen in dieſem Feldzuge geäußert. — „Was würde Er mit ſolcher Macht leiſten!“ raunten ſich die kaiſerlichen Weißröcke in die Ohren. „Den Teufel aus der Hölle jagen!“ flüſterten Einige. „Oder uns mit ſeinen Truppen hinein!“ murmelten Andere. So focht die gute Meinung ſchon für ihn auch in den Reihen der Feinde. General Brown hatte vor der genialen Dreiſtigkeit, mit der Friedrich den Feldzug eröffnete, die Beſonnenheit verloren; der Prinz Karl von Lothringen, Maria Thereſia's Schwager, ein ritterlich jovialer Soldat, trat an ſeine Stelle. Statt Friedrichs Vereinigung mit Schwerin zu verhindern, faßte er Fuß auf den Höhen von Prag, um die Fortſchritte des Gegners zu hemmen. Friedrichs Stärke und Liebhaberei aber war der Angriff. Ein Hauptſchlag war ihm nöthig, und Eile that doppelt noth, weil Daun mit einem zweiten Heere anrückte. Somit ſchlug er die feſte Stellung des Feindes und die Schwierigkeiten der weichen, ſchlammigen Bodenbeſchaffenheit zum Angriff gering an und gab dem alten Schwerin kaum Zeit, in Eilmärſchen heranzurücken. Es galt, durch Wieſen hindurch, welche ſich als entwäſſerte Teiche ergaben, die Prager Anhöhen zu erſtürmen: das öſterreichiſche Geſchütz warf die ſtürmenden Fußtruppen des Königs ſchaarenweis hin, aber deren energiſche Tüchtigkeit ſchien kein Hinderniß zu kennen. Prinz Karl, in wilder Aufregung, war von einem Bruſtkrampf erfaßt, Brown zerſchmetterte eine Kanonenkugel das Bein; aber auch Winterfeld, des Königs Liebling,

ward verwundet, und die Ueberlegenheit der feindlichen Maſſen ſchien den bravſten Muth überflügeln zu wollen, bis der 73jährige Greis Schwerin die Fahne ſeines Regiments ergriff und die wankenden Grenadiere von neuem ins Feuer führte. Fünf Kartätſchen durchbohrten ihn, aber über ſeine Leiche hinweg erſtürmten die Preußen die Höhen und erzwangen den Sieg; nur die Mauern Prags deckten die Fliehenden. „Eine wahre Heroenſchlacht!“ ſagt Friedrich in ſeiner Geſchichte des Krieges, ſo mörderiſch, wie kaum eine zweite im ganzen Jahrhundert, außer der Ungleichheit der Kräfte und der Stellung noch dadurch denkwürdig, daß in der Verwirrung, die bei den Preußen einriß, auf dem ſchwierigen Boden faſt jedes Regiment auf eigne Fauſt eine Schlacht für ſich ſchlug. So theuer erkauft der Sieg war, ſo ſteigerte er doch des Königs Zuverſicht, allein dieſe Zuverſicht ſtieg bis zur vermeſſenen Selbſtüberhebung. Er glaubte die Unterwerfung Prags raſch ertrotzen zu können, ehe der geſchlagene Feind ſich aus der Betäubung erholte. Aber Daun rückte langſam mit neuen Heerſäulen, wie eine ſchwere Gewitterwolke heran. Friedrich eilte ihm ſtehenden Fußes entgegen, er vermaß ſich, den trägen Gegner abermals überraſchen und den Wiener Hof ebenſo raſch zum Frieden zwingen zu können. Daun hatte bei Kollin daſſelbe doppelte Uebergewicht, das der Zahl und der gedeckten Stellung. Des Königs ſcharfer Feldherrnblick hat ſich vielfach glänzend erprobt, aber die Verwegenheit ſeines dämoniſchen Eigenſinns war zeitweis doch noch größer, und „der Erfolg“, ſchrieb er

bald darauf an den befreundeten Lord Mariſhal, „flößt oft ein ſchädliches Vertrauen ein.“ Prinz Moritz von Deſſau widerrieth den Angriffsplan des Königs, er widerſetzte ſich dem Befehl der Ausführung wiederholt; da trat Friedrich mit gezogenem Degen auf ihn zu, in wildem Zorn ihn anherrſchend, ob er gehorchen wolle. Die preußiſchen Grenadiere wurden beim Anſturm förmlich zermalmt; einem wiederholt zurückgeworfenen Haufen, der nicht von neuem vorwärts konnte, ſchrie der König das ewig denkwürdige, mit Homer zu reden, das beflügelte Wort zu: „Wollt Ihr Racker denn ewig leben?“ — „Für 15 Groſchen, Fritze, iſt's heute genug!“ entgegnete ihm, wie die Sage geht, ein Grenadier. Auch das Wort eines Adjutanten: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ datirt von Kollin, wo der König mit gezogenem Degen eine neue Colonne ins Feuer zu führen ſucht, während dieſe hinter ihm und um ihn her zerſtiebt.

Der 18. Juni 1759 erſchütterte zuerſt den Glauben an Friedrichs Unbeſiegbarkeit. Europa's ausgelaſſener Jubel über Friedrichs Thaten ſtockte. Eine entſchloſſene Verfolgung des Sieges von Seiten der Oeſterreicher oder eine zweite Niederlage der Art hätte Friedrichs Untergang herbeigeführt; ſo raſch waren ſeine äußern Hülfsmittel erſchöpft. In ihm ſelbſt aber wandelte ſich der Uebermuth ſeines hochfahrenden Sinnes ſeit jenem Tage in die Demuth einer erſchütternden Selbſterkenntniß. Das Mißgeſchick, verſchuldetes und unverſchuldetes, mußte ſich erſt häufen, um Friedrichs Haupt zu beugen. Der unglückliche Rückzug des

Prinzen von Preußen hatte ihn noch so in Zorn gesetzt, daß er sich ehrenrührige Beschimpfungen erlaubte. Seit der Scene mit Prinz Moritz von Dessau hat der König nie wieder in offener Schlacht den Degen gezogen; er schien sein eignes heißes Blut zu fürchten. Aber auch sein Wort konnte tödten, sein Blick vernichten. Gebeugt von der erlittenen Kränkung zog sich August Wilhelm in die Stille zurück und überlebte nicht lange die unverschuldete Schmach. Friedrichs Anforderungen steigerten sich mit der Häufung der Schwierigkeiten; die Spannkraft, die ihn selbst in die Höhe schnellte, setzte er auch bei Andern voraus: dies machte ihn hart und ungerecht gegen die treuesten Vollzieher seines Willens. Und er konnte hart sein selbst in ruhiger Verfassung; den edlen, hochherzigen Bürger Gotzkowski ließ er in Armuth umkommen.

Auch von den Russen, auch von den Franzosen an der Weser wurden seine Truppen geschlagen, die Schweden brandschatzten Pommern und die Mark, die Oesterreicher besetzten ganz Schlesien, General Hadik überfiel selbst Berlin und trieb die königliche Familie zur Flucht, während Friedrich den Tod seiner Mutter, den Verlust seines Lieblings Winterfeld betrauerte. In dieser Trübsal kam er zu der Kraft der Selbstüberwindung, stählte sich sein Herz, erstickte der dämonische Kitzel des Eigensinns, der das Unmögliche zu ertrotzen, das Schicksal tollkühn herauszufordern schien. Von klarer Sicherheit, ohne die Prahlereien im Gefolge des Gefühls der selbstgewissen Kraft, strahlen seine folgenden Thaten. In

jenen Stunden der Einkehr und Buße reifte der Stoicismus ſeiner Seele. Was er bisher philoſophirt, war oft nur angelernte Phraſe geweſen; jetzt erſt kam, was ächt in ihm, zum Durchbruch, und ſeine Briefe und Gedichte bezeugen von nun an, wie feſt, ſicher und ruhig er ſich und die Dinge der Welt überſah, nachdem er dem Untergang ins Auge geblickt. „Was fehlt mir noch", ſchreibt er an d'Argens, „um nicht in der Lage des betrübten Hiob zu ſein? Die Philoſophie, mein Theurer, iſt gut, um vergangene und künftige Uebel zu mildern; aber ſie wird zu Schanden durch gegenwärtiges Unglück." Er geſteht ſich ein, daß das Gefühl im Menſchen doch mächtiger iſt als der kalte Verſtand. Lucrez beſchäftigt ihn, er hat den dritten Geſang des Gedichts „vom Untergang der Dinge" geleſen und wieder geleſen; er findet darin die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Uebels, aber auch vom Unnützen der Heilmittel. Linderung für ſeine Schmerzen gewähre ihm nur die tägliche Arbeit, zu der er verpflichtet iſt, und die fortwährende Zerſtreuung, die ihm die Zahl ſeiner Feinde macht. „Wäre ich bei Kollin getödtet", ſchreibt er, „ſo befände ich mich gegenwärtig in einem Hafen, wo ich die Stürme nicht mehr fürchten würde. Jetzt muß ich noch auf dieſem ſtürmiſchen Meere fahren, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Glück verſchafft, das ich auf dieſer Welt nicht habe finden können." — An ſeine geliebte Schweſter Wilhelmine ſchreibt er nach Baireuth: „Nur eine Freiſtatt, nur einen Hafen find' ich, in des Todes Armen." Und an d'Argens um dieſelbe Zeit: „Um meine

Qualen zu enden, ſo wie die Armen im Kerker, die des feindlichen Geſchickes müde, den Henker, der ſie quält, täuſchen und ihre Feſſeln edel zerbrechen: zerreiß' auch ich — was kümmern mich die Mittel? — das unglücksvolle, feingewebte Band, das meinen Geiſt an dieſen Körper, welchen der Gram zernagt, ſchon allzu lange feſſelt." Er ſtudierte förmlich ſeinen Seelenzuſtand, bis dieſer ihm gleichſam objectiv ward und er ſich über Leben und Tod ruhig und erhaben fühlte. Augenzeugen berichten, wie er ſpät in der Nacht nach dem Tage von Kollin, in ſeinem Zimmer auf- und abgehend, mit lauter Stimme Racine's Mithridat ſich vordeclamirte, das Loos dieſes unermüdlichen Kämpfers gegen Rom ſich vorhaltend, der, beſiegt, durch Gift zu enden beſchließt. In Verſen ſchrieb er an Marquis d'Argens die Epiſtel über ſeinen Tod; ſie datirt vom 22. September jenes verhängnißvollen Jahres. „Wie ſchlecht auch meine Verſe ſein mögen", geſtand er einer ſeiner Schweſtern, „ſie leiſten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienſt." Es war am Abend jenes Tages, als er den Abbé de Prades rufen ließ, der ihm ſeine Gedichte vorleſen ſollte. Derſelbe las ihm aber zu kalt, zu gefühllos; ſomit entriß er ihm das Blatt und trug ſie ſelbſt laut vor mit einem Ausbruch der Leidenſchaft, daß ihm die Thränen aus den Augen ſtürzten. Friedrich war entſchloſſen, im Fall der höchſten Noth zur Giftflaſche zu greifen. Aber dieſe höchſte Noth mußte ihm ruhig und feſt als Nothwendigkeit entgegentreten; er war entſchloſſen, nicht ehrlos aus dieſem Streit hervorzugehen,

nicht unwürdig zu enden. „Nachdem ich", ſchrieb er dem Vertrauten, „meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter dem Staate geopfert habe, wird mir freiſtehen, meine letzten Augenblicke für mich ſelbſt übrig zu haben." Gerieth er in Gefangenſchaft, ſo hatten ſeine Gegner damit die günſtigſte Gelegenheit, Preußen, wo nicht zu unterdrücken, doch auf ein Nichts zurückzudrängen. Dieſen Fall hatte er vorausgeſehen und in dieſem Falle ſah er die Nothwendigkeit, freiwillig zu enden, um ſeinem Nachfolger freie Verfügung über den Staat zu hinterlaſſen. Schon im Auguſt ſagte er beim Abſchied von ſeinen Generalen, er wäre verloren, auch wenn ſie neue Siege erfechten würden, und im October geſtand er ſeinem Bruder Heinrich, ſein Entſchluß ſei gefaßt. Er wollte ſich krank ſtellen und ſich noch vor ſeiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Prinz Heinrich ſollte alle ſeine Angelegenheiten in die Hand nehmen, das Heer dem Prinzen von Preußen den Eid der Treue leiſten. Er ſelbſt ſei perſönlich der Gegenſtand des Haſſes von ganz Europa; deswegen wolle er ſich dem Wohle ſeiner Staaten opfern; „der Zuſtand", in dem er ſich befinde, ſei „nicht länger zu ertragen", ſei „ſchlimmer als der Tod." Er zählte damals erſt 45 Jahre, aber die Reife des Greiſenalters drängte ſich raſch ein in die Thatluſt des vollkräftigen Mannes. Die Calviniſche Vorherbeſtimmungslehre, gegen die er ſich in ſeiner Jugend im Hauſe des Vaters ſo entſchieden geſträubt, ſetzte ſich jetzt als antiker Stoicismus in ihm feſt. Die frivole Deſperation der Franzoſen und ihr: Après nous le

déluge! läuft freilich mit dem Lucreziſchen: Nichts nach uns! auf Eins hinaus. Aber was bisher in Friedrich Schulübung geweſen, ſollte jetzt im Sturm des Lebens, auf dem Gipfel der Verzweiflung, im Anblick des Untergangs furchtbare Wahrheit für ihn werden; er hatte bisher als Dilettant philoſophirt, jetzt erſt war ſeine Philoſophie aus eignem Blut ſein Erzeugniß und der ſtoiſche Römer in ihm fertig, der Cato's Entſchluß und Kaiſer Otho's freiwilliges Ende als Heroismus begreift. Friedrichs Gedichte, meiſt nur gereimtes Räſonnement, werden jetzt doppelſchneidig, denn die eine Seite ihrer Schärfe und Schneide iſt am harten Feuerſtein der Wirklichkeit gewetzt. Nach Kollin ſchrieb er die Elegie an ſein Vaterland. Sein beſtes Gedicht iſt die an d'Argens gerichtete, aus Erfurt datirte Epiſtel, die ſich über Cato und Otho ausſpricht, vom September des Jahres 1757. Sein Gedicht: „der Stoiker" (erſt ſpäter, 1761, im Lager zu Strehlen geſchrieben) faßt ſeinen Gedankengang am feſteſten zuſammen. Die Winſeleien ſchwacher Seelen ſind gleichgültig; bedeutſam aber was ein ſtarker Geiſt Angeſichts des Todes fühlt. Friedrich ſingt: Schau feſt dem Tod ins Angeſicht, nur er iſt dir ein Hafen, ein Aſyl. Ihn ſtellet jeder Tag uns dar und lehrt, daß er die Aſche von uns fordern kann. So fließt der Bach, ſo ſtürzt der große Strom durch manche Gänge, die er ſelbſt ſich grub, in ſchnellem Lauf zum Schooß des Oceans. Das Meer lebt wohl durch ſeine Wogen fort, und doch verzehrt fortwährend ſich ſein Schlund. Drum beuge dich und ehre dein Geſchick! Dein Leben ſelber lehrt das

Sterben dich. Was fürchteſt du? Dich ſichert vor dem Schmerz der Tod. Und wenn dereinſt dein Geiſt den Tod beſiegt: verzage nicht! Das einzige vollkommne Weſen, Gott, iſt groß und mild. Der ſchwache Wurm, der nur im Staube kriecht, der Sterbliche, weckt ſeine Blitze nicht. Vertraue dieſem wohlthatreichen Gott. Er hilft im Tode dir gewiß. Drum wirf dich ſüßer Hoffnung voll in ſeinen Arm!

Aus ſolcher Feuertaufe ging Friedrich verjüngt hervor, Angeſichts des Untergangs gab ihm die Verzweiflung neue Rieſenkraft und ein gewiſſes philoſophiſches Gottvertrauen die Ruhe der Beſonnenheit. In dieſer Läuterung ſeiner ſelbſt kam er zu der Beſinnung, nicht mehr Unmögliches zu ertrotzen, das Schickſal nicht eigenſinnig herauszufordern, nicht Uebertriebenes von ſeinen Mitteln und Werkzeugen zu verlangen. Er ſchien ſpielend und lächelnd ſeine nächſten Erfolge zu erreichen, der metallne Kern ſeines Innern war im Feuer geklärt und leuchtete, von Schlacken geſäubert, und indem er ſich im Aufraffen ſeiner letzten Kräfte zu neuer Thatentwicklung zwang, gab er ſich mit der Macht der Selbſtüberwindung ſogar den Schein der Heiterkeit und feſten Zuverſicht, einen Schein auf ſeinem ehernen Angeſicht, der belebend auf die Stimmung und Haltung der Seinigen überging. Seine nächſten Kriegsthaten ſtrahlen von dieſer klaren Sicherheit ohne die Prahlereien des herausfordernden Selbſtgefühls. Erſt mit und nach dem Unglück bei Kollin, ſagt ein Berichterſtatter, beginnt ſein wahres Heldenthum. Das Herzklopfen der Welt für ihn und ſein Geſchick

ward jetzt erst stark und mächtig, man zitterte vor seinem Unterliegen und jubelte, wie er sich Schlag auf Schlag herauswand, das Netz, das sich um ihn herum zusammenzog, nach drei Seiten hin durch drei Siege über Franzosen, Oesterreicher und Russen zerriß.

Seine Gegner feierten noch Feste, schwelgten im Vorgefühl seiner dauernden Niederlage, während er schon den Plan entwarf, ihre Vereinigung zu seinem Untergange zu hindern, mit kleinen, schnellen Heerhaufen sie wie der Blitz im Westen und Osten zu zersprengen. Der fröhliche Tag von Roßbach, eigentlich nur ein anderthalbstündiges Reitergefecht des jungen Helden Seidlitz, machte Friedrich zum Liebling Aller, die deutsch fühlten. Es war das heiterste Scharmützel, mit lachendem Wohlgefühl gegen den verweichlichten und prahlerischen Erbfeind Deutschlands ausgeführt. Der französische Marschall hatte den König in Paris schon als Gefangenen zum Geschenk angekündigt; mit einem spöttischen Seitenblick auf Louis XV. hatte die Pompadour unbedachtsam erwidert, dann werde sie doch einmal einen wirklichen König sehen! Und der Witz mit seinem „reizenden Blödsinn" kam dem König zu Hülfe, indem ein Druckfehler in der kaiserlichen Ankündigung die „eilende" Reichsarmee in eine „elende" verwandelte. Sie hieß seitdem Reißausarmee, obwohl der Prinz von Hildburghausen kein schlechter Feldherr war, wenn er widerstrebende deutsche Truppen, die heimlich für den Helden Friedrich fühlten, gegen ihn führte. Ein Berliner Jude war so gefällig den Witz zu machen, die-

ſer Prinz habe unter allen Fürſten das größte Gefolge, denn außer ſeinen gewöhnlichen Bedienten ſei er auch noch mit 40,000 Läufern angekommen. Nicht blos der Witz der Schelme, auch der Glaube des Volks focht und arbeitete für Friedrich. Aus dem Munde des Volks tönten ernſte und heitere Weiſen in allen Zungen, und der alte Gleim ſang ſeine elf Grenadierlieder: Auf der Trommel ſaß der Held ꝛc. — Vom ſternevollen Himmel ſah'n Schwerin und Winterfeld ꝛc. — Und wenn der große Friedrich kommt, Und ſchlägt nur auf die Hoſen, So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzoſen. Der Knabe Goethe in Frankfurt ſammelte die Siegeslieder auf die Preußen und die Spottlieder auf ihre Gegner, und der Greis Goethe ſchrieb im Angedenken an den Aufſchwung der Stimmung in deutſchen Landen, mit Friedrich und ſeinen kriegeriſchen Thaten ſei der erſte wahre und höhere, der eigentliche Lebensgehalt in die deutſche Poeſie gekommen. Wieland in der Schweiz machte ſein Gedicht auf Friedrichs Bildniß und warf in ſeinem „Cyrus" den Blick auf ihn. Der Knabe Schubart ſchwärmte für ihn, um ſpäter die Hymne auf ihn zu dichten. Ewald v. Kleiſt, der Sänger des Frühlings, beſang in einer Ode das preußiſche Heer, in deſſen Reihen er bei Kunersdorf den Heldentod fand. Schaaren Freiwilliger drängten ſich zu den Fahnen Friedrichs und den Tod fürs Vaterland feierte Abt in ſeiner Abhandlung. Chodowiecki radirte Scenen aus dem Kriege und Käſtner, der Witzige, machte die Entdeckung, daß Hippokrene auch wortgetreu nichts anders ſei als Roßbach, Bach

der Roſſe. Ein Rauſch der Freude war über die deutſche Welt gekommen, und mit dem 5. November 1757 erhielt der Gang des Krieges für das Publicum den Reiz des ſpannenden Romans, deſſen Held bejubelt wurde, wo er auftrat, für den man zitterte und bangte, wo er bedroht ſchien. Friedrich ſelbſt blieb nüchtern, klug und mäßig. Seine kühne Gewandtheit, ſeine verſchlagene Liſt blieb ihm treu in Wort und That. Den gefangnen franzöſiſchen Offizieren ſprach er ſein Bedauern aus; ſie ſeien nur ſchlecht geführt; auch könne er ſich nicht gewöhnen, die Söhne Frankreichs zu ſeinen Feinden zu zählen. Die Entlaſſenen eilten nach Paris und auf den Boulevards jubelte man über den gallanten Sieger von Roßbach.

Er ſelbſt hielt den kleinen Sieg — nur 7 Bataillone waren ins Feuer gekommen, 10 andere behielten im Gewehr die Ladung — für einen geringen Anfang zum Glück; es war ihm, wie er ſelber ſagt, nur Luſt damit gemacht, um auf entgegengeſetzter Seite einen ernſteren Feind aufzuſuchen. Karl von Lothringen hatte Schweidnitz erobert, der Herzog von Bevern war geſchlagen, Breslau bezwungen. Ruhig und feſt, klar und ſicher beſchloß Friedrich, mit geringer Zahl den ſtarken Feind zu ſchlagen, und am 5. December ſtieg ihm der glänzendſte Stern im Kranz ſeiner Siege auf; den Sieg bei Leuthen nannte ſpät noch Napoleon „das große Meiſterſtück“. Der Plan der Schlacht, an die ſchiefe Angriffslinie des Epaminondas bei Mantinea erinnernd, war mit des Königs Scharfblick entworfen und ohne die Schroffheit des ſtarren Eigenſinns von Kollin ausge-

führt. Auch ſeine Anrede an die Generale vor der Schlacht war ein Meiſterſtück der Beredſamkeit. Er ſtellte ihnen frei, zurückzutreten, wenn ſie ihm mißtrauten, ſetzte ihnen ohne Hehl die Gefahr auseinander, der ſie zu begegnen hätten, aber mit Worten und Blicken, daß, ſagt Tempelhoff, damals Bombardier im Heere, „alle Vorſtellungen der Gefahr verſchwanden, und ein gewiſſes inneres, ſiegverſprechendes Gefühl an ihre Stelle trat.“ Den gemeinen Mann wußte Friedrich gleich ſehr zu ſtimmen. So ſchlecht das Deutſch war, das er ſchrieb und ſprach, ſo paſſend griff es, als wär' er des gemeinen Mannes Schickſalsbruder, ans Herz des Volks. Er ritt Abends zuvor im Lager um und trat ans Wachtfeuer der einzelnen Haufen. „Was bringſt Du uns noch ſo ſpät?“ fragten ergraute, mit ihm vertraulich gewordene Krieger. „Eine gute Nachricht, Kinder!“ war des Königs Antwort, und wie ſie aufhorchten: „Ihr ſollt morgen die Oeſterreicher brav zuſammenhauen!“ „Soll gewiß geſchehen!“ hieß es unter brandenburger Flüchen. „Aber bedenkt auch, wie gut ſie verſchanzt ſind!“ ſagte der König. „Und wenn ſie der Teufel regierte, hieß es, wir ſchmeißen ſie 'raus, wenn Du uns führſt!“ — „Nun, ich werde ſehen, was Ihr könnt; legt Euch nieder und ſchlaft wohl bis dahin!“ „Gute Nacht, Vater Fritze!“ rief ihm Alles nach. — Und einen pommerſchen Trupp ſprach er an: „Nu, Kinder, wie wird's morgen ausſehen? Der Feind iſt doppelt ſo ſtark als wir!“ — „Laß nur gut ſein, es ſind doch keine Pommern drunter, und Du weißt, was Die können!“ — „Ja freilich weiß ich

das, sonst könnt' ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun, bis dahin, schlaft wohl! Morgen um die Zeit haben wir den Feind geschlagen oder sind alle todt!" — „Ja wohl, rief das ganze Regiment; todt oder die Feinde geschlagen!" So zum Sieg oder zum Tode geweiht war Alles.

Friedrich verachtete nicht mehr den gemeinen Mann, mit dessen Faust, aber auch mit dessen Kernkraft der Gesinnung er seine Schlachten schlug; und als sie am frühen Morgen mit dem frommen Liede: „O Gott, du frommer Gott" ausrückten, sagte er zu Ziethen: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?" Ziethen hatte schon nach dem Unglück bei Kollin in stiller Nacht mit aufgehobener Hand den König auf den Alliirten da oben verwiesen, und auf Friedrichs unwillige Entgegnung, Der thue keine Wunder mehr, an den alten Spruch erinnert, je höher die Noth, desto näher Gott. Friedrich ließ es jetzt zu, Gott anzurufen. Lange genug hatte er, nur an sich selbst und die Kraft seines Willens glaubend, die Werkzeuge zur Ausführung seines Willens nur als rohes Material genommen, dessen Schwäche verspottet, den Herrgott anzurufen, wo die eigne Kraft nicht ausreiche. Er hatte verkannt, daß die zu heiligen und hohen Entschlüssen zusammengefaßte Kraft des Menschen auch unbewußt nichts anders ist und sein kann als Gotteskraft. Er hatte in seiner Jugend den frommen Formeldienst geringachten gelernt; aber er ließ jetzt Gottesdienst zu in der Stunde der Noth. — Sein Scharfblick hatte ohnedies zum guten Glück den schwachen Punkt in der Stellung des Feindes

wahrgenommen, um deren Koloß auf einer seiner Flanken zu untergraben. In der schrägen Schlachtordnung, die sich auf eine schwache Flanke wirft, um das Centrum in Verwirrung zu bringen, erfocht Friedrich mit seiner „Berliner Wachparade" von 30,000 Mann gegen Karl von Lothringen und Daun mit 80,000 den glänzendsten Sieg, eine Schlacht, sagt ein Gewährsmann, in der die Taktik einen Triumph der Feldherrnkunst feierte, daß das Genie des Königs seinen Truppen kaum einen Antheil an der Ehre des Sieges ließ. Sie führten ihres Meisters Schlachtplan so sicher und so classisch aus, als wär's ein Schauturnen auf der Festparade. Und dabei blieb Friedrich eingedenk, daß „dies ein Höherer gethan." An d'Argens, der ihm Glück wünschte, schrieb er 14 Tage nachher jenes Wort: „Ihre Freundschaft verführt Sie, mein Lieber; im Vergleiche mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsarn nicht werth die Schuhriemen zu lösen. Die Noth, diese Mutter der Betriebsamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben." Und 8 Tage später: „Alles, was Ihre Beredsamkeit an mir erheben will, besteht in weiter nichts als in ein wenig Entschlossenheit und viel Glück. Sie werden mich nachgerade so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben, und Sie können versichert sein, daß alle die Dinge, die in der Ferne so sehr ins Auge fallen, in der Nähe oft sehr klein sind." — Und der englische Gesandte Mitchell berichtete nach London: „Ich hatte in Breslau eine Audienz beim Könige. Ich fand

ihn vergnügt und glücklich, aber nicht stolz über den großen und fast unglaublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen und dessen Folgen mit der Bescheidenheit, welche einem Helden gebührt, dessen großer Sinn nicht durch das Lächeln oder die finstern Blicke des Glücks überwältigt wird." — Der Zufall habe das Beste gethan, blieb Friedrichs Wort auch später, wenn man seine 14 Siege pries; seine drei Niederlagen waren so schwerwiegend, daß sie ihm die Endschaft menschlicher Kraft und den sichern Abgrund für ihn und seine Sache nahe rückten.

Das Jahr 1757 entfaltete mit seinen Wechselfällen schon vollständig Art und Gang des Krieges, den Schauplatz der Thaten und die Charaktere, die sie vollzogen; die sämmtlichen folgenden Jahre konnten die Dinge und die Personen nur in Wiederholungen bis zur gänzlichen Erschöpfung aufzeigen. Die Russen rückten in die Neumark vor und Friedrich schmetterte sie bei Zorndorf trotz ihrer zähen Widerstandskraft zurück; dem Reitergeneral Seidlitz gebührte an diesem blutigsten Tage abermals der größte Ruhm. Daun stutzte von neuem vor der entschlossenen Gewandtheit des Königs und nahm bei Hochkirch feste Stellung. Friedrich konnte nicht zaudern, er mußte siegen oder untergehen, Alles wagen oder verlieren. Wenn sich der Kreis der Heere im Kessel um ihn schloß, so war er verloren; er mußte das Centrum, auf das er zusammengedrängt wurde, elastisch nach der bedrohlichsten Seite ausdehnen, die Kreisabschnitte, ehe sie sich vereinigten, sprengen. Diese Ueberzeugung mochte

ihn leiten, wenn er mit 42,000 Mann den 90,000 Oesterreichern gegenüber Fuß faßte und lagerte. Prinz Moritz von Dessau, der Held von Leuthen, trug abermals wie bei Kollin seine Bedenken vor; ein Quartiermeister weigerte sich das Lager abzustecken, und Feldmarschall Keith äußerte, die Oesterreicher verdienten gehängt zu werden, wenn sie die gewagte, gefahrdrohende Stellung der Preußen nicht benutzten. Da stieg im König noch einmal der alte Dämon des Hohenzollernschen Hauses auf, jener hart- und trotzköpfige Eigenwille, der, herausgefordert, sich versteift in seinem Selbstgefühl und Dünkel. Friedrich traute dem zaghaften Daun kein Wagniß zu, in welchem er selbst allein der Meister. Aber er hatte sich diesmal verrechnet, seine Selbstgewißheit war fast in Sorglosigkeit übergegangen und der wilde Ueberfall bei Hochkirch zeigte ihm am blutigen Morgen sein halb vernichtetes, aufgelöstes Heer. Kaum daß er es zum Rückzuge ordnen konnte, der sich dann, gedeckt von Ziethen und Seidlitz, musterhaft vollzog. Es lag an Daun, das Preußenheer durch kräftige Verfolgung ganz zu zerschmettern; statt dessen sahen die Oesterreicher diesem Rückzuge wie einer trefflich ausgeführten Parade staunend zu. „Daun hat mir einen glupschen Streich gespielt," schrieb der König, „aber er hat uns aus dem Schach gelassen und das Spiel ist noch nicht verloren." Und doch hing es nur an Einem Haar und der abenteuernde Held des blutigen Schauspiels erlag. Wie nach der Niederlage bei Kollin trafen auch nach dem Sturz bei Hochkirch wiederholt Pfeile des Mißgeschicks sein Herz. Sechs

seiner Helden, mit denen er den Krieg eröffnet, büßte er ein, darunter Keith und den Prinzen Moritz; der Tod seines Bruders und muthmaßlichen Nachfolgers, den er nach dem Tage von Kollin tödtlich verletzt, trat jetzt mit der Mahnung bitterer Reue auf ihn ein und der Verlust seiner geliebtesten Schwester, Wilhelmine von Baireuth, beugte ihn am tiefsten. In einem Gespräche mit dem Philosophen Garve in Breslau wies er noch am Spätabend seines Lebens darauf hin, was ihn das alles gekostet und wie er unglücklicher gewesen als jeder Andere, weil er mehr „Empfindlichkeit" gehabt. In der That, sanguinische Reizbarkeit und Empfindlichkeit waren die elegischen Saiten auf der Tonleiter seines Gefühls, bis sich kalt und fest der Stoiker in ihm wieder festsetzte, mit einer Ruhe, die man nur erwirbt, wenn man die Schauer des Todes überwunden. Den Tag, an welchem er den Tod jener Schwester, der Vertrauten seines Lebens, erfahren, bezeichnete er auch später noch als seinen schmerzlichsten. Am Abend des Tages fand ihn sein Vorleser Le Catt mit Bourdaloue's, des französischen Kanzelredners, Predigten beschäftigt; der König sprach kein Wort. Als der Lector am andern Morgen wiederkam, reichte ihm Friedrich ein schwarz gerändertes Papier; es enthielt eine Predigt, die er über eine Stelle der Bibel über das jüngste Gericht mit Bezug auf seine Lage aufgesetzt hatte. Er war fromm, wenn ihm das Messer an der Kehle saß. Le Catt suchte ihn zu trösten. Friedrich dankte einfach für seine Theilnahme und versicherte: En tout cas j'ai de quoi finir la tragédie.

Und dies Etwas trug er bei ſich; das Gift und der Entſchluß, es unter Umſtänden zu nehmen, ſind wiederholt Thatſachen; nach ſeinem Tode fand man jenes, noch feſt eingepackt, in Geſtalt von fünf, ſechs Pillen in einem engen gläſernen Tubus. Der Entſchluß, freiwillig zu enden, entſtand aber nicht aus Feigheit, um der Schmach des Unterliegens zu entgehen, ſondern kalt und ruhig in der Ueberzeugung, ſeinem Nachfolger die Lage zu erleichtern, während man dem gefangenen König die Erniedrigung, die größte Schmähleerung Preußens abnöthigen konnte. In Zuſammenhang damit ſtehen (Oeuvres posth. T. 7 und 8) die Gedichte voll tiefſter Schwermuth, meiſt in Epiſteln an d'Argens, über die Bosheit der Menſchen, Kaiſer Otho an ſeine Freunde nach verlorner Schlacht, Cato von Utica an ſeinen Sohn und ſeine Freunde, und endlich „die Violine", eine Erzählung. In der Zeit der Noth fühlte Friedrich ſogar deutſch. Seine große „Ode an die Deutſchen" (vom März 1760) hält den Söhnen der gemeinſamen Mutter Germania „den Wahnſinn" vor, ſich gegenſeitig zu zerfleiſchen und Freunde hereinzulocken ins Herz des Vaterlandes, „den Brudermord zu unterſtützen." An Algarotti ſchrieb er in derſelben Zeit: „Der ewige Jude, wenn er je exiſtirte, hat kein ſo umherwanderndes Leben geführt wie ich. Man wird am Ende wie die Dorfkomödianten, die keinen Heerd und keine Heimath haben; wir laufen durch die Welt, um unſere blutigen Tragödien da aufzuführen, wo unſere Feinde uns erlauben das Theater aufzuſchlagen." Er beklagt Sachſen, das unglück-

liche Land, das den Schauplatz dazu hergeben mußte; er habe es, ſagt Friedrich, ſo lang er im Glück, geſchont, jetzt ſei überall Verwüſtung. Von dem moraliſchen Uebel, das dieſer Krieg mitſichbringen werde, will er gar nicht ſprechen, das phyſiſche werde nicht das kleinere ſein und man könne ſich Glück wünſchen, folge nicht die Peſt darauf. „Wir armen Thoren“, ſchreibt er, „die wir nur einen Augenblick zu leben haben! Wir machen uns dieſen Augenblick ſo hart als wir nur vermögen; wir gefallen uns darin, die ſchönſten Werke, welche Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts als ein haſſenswerthes Andenken an unſere Zerſtörungen und an das Elend, das ſie verurſacht, zu hinterlaſſen.“

Es iſt erſchütternd, einen ſtarken, ſelbſt harten Menſchen weich zu ſehen. In der Reue ſeiner Selbſtanklage, in der Wehmuth dieſer Geſtändniſſe liegt mehr Größe, als in den Zufälligkeiten, die ſein Werk nach ſeiner eignen Einſicht ſchließlich als ein ſiegreiches krönten. An Lord Mariſhal, den Bruder des gefallenen Keith, ſchrieb er nach dem Tage von Hochkirch: „Es bleibt uns nur übrig, mein theurer Mylord, unſere Thränen über unſere Verluſte zu miſchen. Wenn mein Kopf ein Behältniß für Thränen hätte, es würde für meinen Schmerz nicht hinreichen. Unſer Feldzug iſt beendet und hat kein anderes Ergebniß auf beiden Seiten als den Verluſt vieler braven Menſchen, das Unglück vieler armen Soldaten, die für immer zu Krüppeln gemacht ſind, den Ruin einiger Provinzen, Verwüſtung, Plünderung und

Brand einiger blühenden Städte. Das, mein theurer Mylord, ſind die Heldenthaten, welche die Humanität zittern machen, traurige Wirkungen der Bosheit und Eitelkeit einiger mächtigen Menſchen, welche ihren ungezügelten Leidenſchaften Alles opfern." — Zu dieſen mächtigen Menſchen gehörte freilich er ſelbſt. Der gefeierte Held war zerdrückt in Wehmuth und Reue. Was er waghalſig über ſich und ſein Volk heraufbeſchworen, mußte freilich ſtandhaft und weiſe, muthig und ohne den Schein gänzlicher Erſchöpfung zu Ende geführt werden, und dazu war er der Held voll innerer Widerſtandskraft, wenn ihn auch ſchließlich die Gunſt der Fügungen mehr als ſein Heroismus rettete. In ſeinen Réflexions sur la tactique etc. ſchrieb er von der Methode, deren er ſich bedient, um ſich gegen den Koloß zu halten, der ihn zu erdrücken drohte. „Dieſe Methode", ſagt er, „war nur gut durch die Fehler meiner Feinde, durch die Langſamkeit, welche meiner Thätigkeit zu Hülfe kam, durch die Sorgloſigkeit, je die Gelegenheit zu benutzen; dieſe Methode darf nicht als Muſter aufgeſtellt werden. Das gebieteriſche Geſetz der Nothwendigkeit hat mich gezwungen, Vieles dem Zufall zu überlaſſen. Ein Steuermann, der mehr den Launen des Windes als der Richtung des Kompaſſes folgt, kann nie als Regel dienen." Dann ſpricht er von den Oeſterreichern, den bedeutendſten unter ſeinen Feinden. Er rühmt die Kunſt ihrer Taktik, die außerordentliche Vorſicht in der Wahl ihrer Feldlager, ihre große Kenntniß der Oertlichkeiten, ihre wohl unterſtützten Anordnungen, ihre Klugheit, nichts

zu unternehmen als mit der größten Gewißheit, es zu erreichen, und ſich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu laſſen.

Das Jahr 1759 war für Friedrich das unglücklichſte im ganzen Kriege; der preußiſche Staat, geſtand er ſpäter ſelbſt, befand ſich in derſelben Lage, wie die Römer nach der Schlacht bei Cannä. Die Heere Oeſterreichs und Rußlands ſollten ſich von Böhmen und Polen aus vereinigen. Dies zu verhindern, denn es war ſein ſicherer Untergang, eilte er Soltykoff entgegen, dem ſich Laudon's Heerhaufen bereits angeſchloſſen hatte. Die Verzweiflung gab ihm den Plan zur Schlacht bei Kunersdorf. Die Verzweiflung, die Mutter ſeiner größten Gedanken und Grundſätze, gab auch ſeinen Truppen den Heldenmuth, zu ſiegen oder zu ſterben. Friedrich ſiegte bereits, die Feinde waren geworfen: da erfaßte ihn noch einmal, das dritte und letzte Mal, der Dämon des Hochmuths, er wollte die Ruſſen, die er gründlich haßte, nicht blos beſiegen, ſondern vernichten. Dies trieb auch ihrerſeits in den Feinden den Geiſt der Verzweiflung auf, der ſich oft auch als Kobold gebährdet, um ſich auf die Höhe des Heldenthums zu ſchwingen. Zwei Drittheile der Gegner waren bei Kunersdorf gänzlich geſchlagen, als Friedrich gegen den Rath ſeiner Feldherrn mit den von der Hitze des Tages todtmüden Kriegern die Schlacht von neuem aufnahm und ſeinen rühmlichen Sieg in eine grenzenloſe Niederlage verwandelte. Auch Seidlitz, der Unerſchrockne, gehörte zu Denen, die ſich geweigert, den Kampf wiederzube-

ginnen, bis ſein Jupiter tonans mit näſelnder Stimme: „In's Teufels Namen vorwärts!“ commandirte. In der Fluchtverwirrung ward dem Könige auch das zweite Pferd unter'm Leibe erſchoſſen, eine Flintenkugel ſchlug ihm die goldne Doſe in der Taſche zuſammen; nur mit Mühe konnte man ihn entfernen; es ſchien, er ſuchte den Tod, man wollte ihn murmeln hören: „Kann mich denn keine verwünſchte Kugel treffen?“

Friedrich hielt nach Kunersdorf Alles für verloren; nur von den Feinden hing es ab, ſchrieb er in ſeiner Geſchichte des Krieges, ihm „den Gnadenſtoß zu geben.“ Die Scheu der Feinde auch vor dem Geſchlagenen war gebieteriſch, lähmend, und ſolchen Bann wirft allerdings nur ein großer Menſch auf die Gemüther. Dies einerſeits das Geheimniß, daß Friedrich nicht erlag. Andrerſeits lag es außer dem Bereich ſeines Heroismus, daß er nicht unterging. Er war auch innerlich bankerott; kein feſter Plan leuchtet mehr hervor aus ſeinen letzten Kreuz- und Querzügen, nur die Ermüdung Aller hat ihn mitten in ſeiner vollſtändigen Erſchöpfung gerettet. Sein Sieg bei Liegnitz verhinderte zwar glücklich die Vereinigung der Oeſterreicher und Ruſſen, half ihm aber nicht weiter. Die ſchöne Schlacht bei Torgau — der ſchwerverwundete König hatte ſie ſchon für verloren gehalten — gewann ihm der treue Ziethen, der plötzlich „aus dem Buſch kam“ und damit ſprüchwörtlich wurde. Es ward im Feldlager des Königs, in ſeiner nächſten Nähe immer einſamer. Mes amis me quittent! ſagte er ſchmerzlich bei

der Meldung neuer Todesbotschaften, und in England verlor er an Georg II. den letzten Bundesgenossen, der ihm Geld gezahlt, während seine treuesten Genossen, selbst Seidlitz und Fouqué, verkannt, verletzt, sich von ihm wendeten oder auf sein Geheiß sich opferten. Im Lager von Bunzelwitz saß er, wie Daun der Cunctator, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Damit war er aus seiner Rolle gefallen, zum Gegentheil seiner selber verdammt. Der Verrath, den ein Warkotsch gegen ihn im Schilde führte, war noch die letzte Romantik, die sich an ihn und sein Geschick knüpfte; daß er mißlang und doch leicht gelingen konnte, beweist nur abermals, an welchem dünnen Faden auch seine Person, wie seine Sache, hing. Seine Lage war eine trostlose. Die Franzosen, lange genug künstlich durch Ferdinand von Braunschweig in Schach gehalten, standen von neuem mit 155,000 Mann auf deutschem Boden. Ostpreußen, halb Pommern, ein Theil der Mark, halb Schlesien und Sachsen waren in Feindes Hand, die übrige Hälfte der preußischen Länder verwüstet, das Feld lag brach, Handel und Wandel todt, während im Heer, über das Friedrich noch gebot, die Reihen gelichtet waren, die junge Mannschaft die bewährten Alten, die gefallen waren, nicht ersetzte. Es schien wirklich, als könne Friedrich auf einen Marquis von Brandenburg, wie ihn Papst Benedict XIV., den Kreuzzug wider ihn predigend, genannt, heruntergedrückt werden. Konnte, durfte er Preußens Sturz überleben? Oder stand ihm nur noch, wie dem heroischen Trotzkopf Karl XII. von Schweden frei, mit einem

Häuflein verzweifelter romantiſcher Haudegen ſich durchzuſchlagen und den Schauplatz ganz in fernes Gebiet hinüberzuſpielen? In der That, nicht perſönlich wie Jener, aber doch in Gedanken an ihn griff er faſt zu verzweifelten Mitteln des Abenteurers. Seine Geſandtſchaft nach Südrußland an den Khan der Tataren ſchloß ein Bündniß, in deſſen Folge ein Heer dieſes Fürſten nach Rußland und Ungarn aufbrechen ſollte. Seine nächſten Hülfsmittel ſchienen ganz erſchöpft: — da, wo die Noth am höchſten, war Gott am nächſten, derſelbe Gott, zu welchem ſein Heer erſt vor kurzem (nach Oberſt Mollers Rüge) wieder beten und „Herr Gott dich loben wir" ſingen durfte. Kaiſerin Eliſabeth ſtarb und Peter III., der begeiſterte Bewunderer Friedrichs, ließ 20,000 Mann zu den Preußen ſtoßen. Freilich blies der Wind in Petersburg bald wieder anders; nur bis zum Juli 1762 dauerte Peters Regiment und Katharina rief ihre Truppen zurück. Aber Rußland hielt ſich wenigſtens ſtill, und endlich konnte ein Sieg bei Freiberg die lange Schlachtenreihe ſchließen. Alle Welt war kampfmüde und wollte Ruhe, Schweden, Frankreich, das Reich, ſelbſt endlich Oeſterreich, das zähe. Friedrich ging ſiegreich hervor, inſofern der Hubertsburger Friede ihm keinen Fußbreit Landes nahm. Damit war wenig oder nichts gewonnen. Preußen aber ſchien zum Rang einer europäiſchen Großmacht emporgeſtiegen zu ſein, denn es hatte halb Europa getrotzt. Und Deutſchland jubelte dem Helden zu, der in allen Lagen, in Sieg und Bedrängniß, in Kampf und Noth ſein Liebling geworden, weil er nach langer Zeit

träger Erſchlaffung gezeigt, was deutſche Kraft vermag, ſelbſt wenn ſie ſich gegen das eigne Blut wendet und wie einſt im Glaubenskriege nochmals gegen ſich ſelber wüthet.

Früh gealtert, ein Greis beinahe, obſchon erſt in der Mitte ſeines Lebens, kehrte Friedrich von ſeinen Feldzügen heim, radoteux, wie er ſagt, ergraut und in ſich gekehrt, ein halber Invalide unter den Schmerzen des Podagra. „Ich ſtrebe nun nach Beruhigung meines Geiſtes", ſchrieb der König an d'Argens, „und nach einer kleinen Entledigung von Geſchäften, um mir frohe Tage zu machen, indeß meine Leidenſchaften ſtill ſind, über mich ſelbſt nachzudenken, im Innern meiner Seele verſchloſſen zu ſein und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig geſprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird." Er wich dem Triumphe aus, den man ihm in Berlin bereitete. Eine Sage ging, er ſei gleich nach Charlottenburg geeilt und habe dem Muſiker Benda aufgetragen, Grauns Tedeum mit der Orgel in der Kapelle aufzuführen. Man glaubte den ganzen Hof zu dieſem Siegesdankfeſt geladen; der König kam aber allein, ohne Begleitung, ſetzte ſich, winkte, und die Muſik begann. Als die Singſtimmen eintraten, ſtützte der König den Kopf in die Hand, verbarg die Augen und ließ den Thränen des Dankes gegen den Ewigen ſeinen Lauf, an deſſen Perſon er ſelten oder nie geglaubt. Alle Muſiker bewegte das ebenfalls zu Thränen. So die Sage. Hiſtoriſch iſt die Aufführung

des Muſikſtücks, aber in Gegenwart d'Alemberts, der, ein Kenner der Muſik, die beiden Graun kennen lernen wollte. Marquis d'Alembert ſchrieb damals aus Sansſouci (Juni 63) nach Paris an Madame du Deffant: Quand je lui ai parlé de la gloire qu'il s'est acquise, il m'a dit avec la plus grande simplicité, qu'il y avait furieusement à rabattre de cette gloire, que le hasard y était presque pour tout, et qu'il aimerait bien mieux (à) avoir fait Athalie que toute cette guerre. Beim Abſchluß des Hubertsburger Friedens hatte jemand ihm geſagt, dies ſei doch wohl der ſchönſte Tag ſeines Lebens, der König aber habe erwidert, des Lebens ſchönſter Tag ſei, wo man es verläßt. —

Was Friedrich als Regent im Frieden war, davon giebt das von ihm gewonnene Schleſien, das ihm ſeine Wiedergeburt verdankt, das klarſte Bild. Friedrich löſte die alten Formen des Landes auf, aber behutſam, klug und geräuſchlos. Schleſiens alte Verfaſſung war längſt in Verfall gerathen; die ſtändiſchen Gerechtſame waren zu einem Gemiſch von theilweiſer Erſchlaffung und Verknöcherung ausgeartet, das Leben war unter Oeſterreichs Scepter ſeinem Inhalt nach gemächlich, in ſeinen Formen ſteif und hart geworden. Schleſien wurde vom alten Schlendrian der halb reichsſtändiſchen, halb geiſtlichen Privilegien befreit, modern und ſpartaniſch neu geordnet, polizeilich und militäriſch umgeformt. Das Deutſchthum war in Schleſien ganz matt geworden, die Boruſſifizirung des verlodderten ſchönen Landes that ihm gut. Friedrichs erſtes, perſönliches Auftreten ſchon hatte

vortheilhaft im Sinne der Schlesier gewirkt. Als das österreichische Erbe trotz der pragmatischen Sanction fraglich wurde, Spanien und Sardinien, Baiern und Sachsen ihre Federn in Bewegung setzten, rückte Friedrich mit gezücktem Degen ein, naiv, dreist und entschlossen, zu nehmen, was zu kriegen war. Er kam, sah und siegte; bis auf die Festungen war das ganze Land wie mit Einem Streiche sein. Die ganze Welt war überrascht und die sanguinischen Schlesier lieben Ueberraschungen. Das altehrwürdige Breslau hatte nach alter Gerechtsame nur eine städtische Besatzung und ließ keine fürstliche zu. Der junge Preußenkönig zog am 3. Januar 1741 mit seinem Hofstaat und 30 Gensdarmen ein, lud zu Balle, tanzte flott mit den Damen und entzückte Alles. Seine Persönlichkeit wirkte sympathisch, seine Geistesgegenwart riß die leichtbeweglichen, zu Scherz und Heiterkeit geneigten Schlesier hin; bei der Huldigung lief ein freudiges Staunen über die Versammlung der Eidleistenden: der König hatte in Ermangelung des Scepters seinen Degen zum Schwur hingestreckt. Und seine Zusicherungen, Ordnung zu schaffen, aufzuräumen, aber Jeden persönlich in seinem Recht und die Religionen jede in ihrer Art und Weise zu schützen, wurden Thatsache und Wahrheit, wenn auch dictatorisch in seinem Sinne, und mitunter eigensinnig und rechthaberisch. Das allerdings zum bloßen Schattenspiel gewordene Recht der freiwilligen Steuern, die der Landesherr bei den Ständen erst beantragen mußte, hob Friedrich auf. In der Städteverfassung verwandelte er die erledigten Rathsstellen

in königliche Aemter; damit beseitigte er gemach die freie Wahl der Magistrate. Bei dem Schwung, den Alles in Schlesien annahm, in Thätigkeit und Stimmung, ward die gelinde Beraubung dieser alten Freiheiten, auch wohl im Drange des nachfolgenden Krieges, weniger fühlbar. Denn Friedrich hielt sein den alten wie den neuen Provinzen gegebenes Wort, keine neuen Steuern aufzulegen, selbst mitten im Drang der höchsten Kriegsnoth. Ein schlesisch Wort von damals hieß: In Oesterreich Alles schlaff, in Preußen Alles straff! Der Geist militärischer Ordnung räumte in dem alten Wuste der Steuerverwirrung auf. Eine von Kaiser Karl VI. eingesetzte Commission hatte 20 Jahre gebraucht, um den Kataster festzustellen, ohne damit zu Stande zu kommen; unter Friedrichs Beamten ward dies Werk in zwei Jahren vollzogen. Friedrich beseitigte die Junkerherrschaft und schuf eine neue stricte Justiz. Er beschränkte den Adel in dessen Verhältniß zum erbunterthänigen Bauer, wußte ihn aber mit Titeln und Standeserhöhungen zu begütigen und zu ködern, den jüngern Söhnen das Privilegium militärischen Heldenthums zu sichern. Sein Edict von 1748 machte durch Feststellung eines bestimmten Lösegeldes die Befreiung von Leibeigenschaft möglich; der Schutz der Bauern vor ungemessenem Frohndienst und vor harter Willkür der Grundherren in bekannter polnischer Manier begann mit preußischer Herrschaft in Schlesien zur rechtlichen Thatsache zu werden. Friedrich ging freilich allerwegen klug und schrittweis zu Werke. Weder Bürger noch Bauern durften Ritter-

güter erwerben oder bewirthschaften; ebenso wenig durfte der Städter Bauerngüter besitzen. Friedrich gründete Schulen, aber er benutzte für den Unterricht die in Schlesien vorgefundenen, von ihm für tauglich erkannten Jesuiten, die somit bei ihm eine Stütze fanden, im aufgeklärten Staate eines protestantischen Fürsten eine Freistatt erhielten, während die katholischen Höfe sie verjagten, der Fluch der Welt ihnen folgte, der Papst sie aufhob. Die protestantische Mehrzahl in der Bevölkerung Schlesiens aber begrüßte den siegreichen Preußenkönig als entschiedenen Retter und Erlöser. Von den 35 katholischen Festtagen hob er 17 auf, damit die Religion nicht allzuviel Müßiggänger mache. Noch 1760 war Oesterreich unvorsichtig genug, die Lutheraner aus der Grafschaft Glaz zu vertreiben, und für Friedrich galt jeder überlieferte Glaube gleich viel, — d. h. gleich wenig. Seine Toleranz war für ihn selber Indifferentismus, für den Staat aber und für das Leben der Menschen ein Segen. Selbst die Schwenkfeldianer, die das Abendmahl für eine bloße Ceremonie, Brot und Wein nur für Bilder hielten, wurden nach Schlesien zurückberufen, die Zinzendorfianer und die Brüdergemeinde geduldet; selbst Hussiten wanderten aus Böhmen ein. So kam in Schlesien zum Sieg der preußischen Waffen auch der moralische Sieg, und das ganze Land, auch physisch nach seiner natürlichen Lage bei der Richtung seines Flusses nach dem Norden Deutschlands gewiesen, fühlte sich alsbald wie neugeboren, naturgemäß hergestellt, geistig verjüngt.

Friedrichs vernunftgemäße Neugestalt des Gerichtswesens erweckte die Nacheiferung des ganzen Zeitalters. Der erste Entwurf dazu (1747) war ganz das Ergebniß seiner eignen Einsicht; die Verbesserung des Proceßganges blieb seine Lieblingssache; noch bis ins späte Alter vervollkommnete er sein Landrecht. Die meisten Staaten reformirten ihre Gesetzbücher nach Friedrichs Codex, der ein großes Zeitereigniß war, ob er schon blos negirend auftrat, blos Mißbräuche abschaffte. Er hob die Tortur auf, ließ Kindesmörderinnen nicht mehr sacken und ersäufen, sondern einfach enthaupten, erleichterte die Schließung und die Lösung der Ehen, — damit „die Bevölkerung vermehrt" werde. Dem Bauernstande suchte Friedrich durch unaufhörliche Cabinetsbefehle aufzuhelfen, aber Hörigkeit, Hofdienste, Vorspann, Magazinlieferungen zu bestimmten Preisen, viermonatliche Grasung der Reiterpferde u. a. hielten freilich diesen vierten Stand noch immer (bis 1810) in Preußen danieder. In der Pflege der Landwirthschaftszweige war der König unermüdlich, wenn auch nicht immer ohne Willkür und Laune. Den Pommern z. B. befahl er Hopfen zu bauen, in Schlesien schaffte er den dort herrschenden Widerwillen gegen den Kartoffelbau ab. Mit kluger Fürsorge kaufte er zu wohlfeilen Preisen Getreide auf und ließ es den verarmten Landleuten ab, oder schenkte ihnen mitten im Kriege, was er an Korn den Russen abgenommen. Trotz der drei Kriege legte er keine neuen Steuern auf, bezahlte alle Fuhren und Lieferungen und behalf sich lieber mit Verschlechterung seiner Münze.

Sein ſchlechtes Geld, die „Ephraimiten“, die „Blechklappen“, fielen meiſt dem Auslande zur Laſt, ſeine Caſſenſcheine zur Beſoldung für die bürgerlichen Beamten erlitten freilich beim Wechsler vier Fünftel Verluſt. Klöſter, Stifte, Domänen beſteuerte er wie alle Güter, adelige, bürgerliche und bäuerliche, die letztern jedoch mehr. Ein Graf Carolath z. B., der von ſeinen Gütern über 20,000 Thaler Einkünfte bezog, wurde mit 3245 Thlrn. in die Steuerliſte geſetzt, während ſein bürgerlicher Nachbar mit 4500 Thlrn. Einkünften nicht weniger als 2000 Thlr. zahlte. Er ſpottete nicht ſelten über die „vermoderten“ Ahnen alter Häuſer, war aber doch der Meinung, er müſſe ſich die „Race des Adels“ erhalten. Nur bei der Artillerie und den von ihm neugeſchaffenen Huſaren machte er Bürgerliche zu Officieren; lediglich Söhne Adeliger hatten Zutritt zu ſeinen Cadettenhäuſern. Verkauf adeliger Güter an Bürgerliche war ihm ein Gräuel, Mißheirathen des Adels mit Bürgerlichen hintertrieb er möglichſt, ließ ſie nur zu, wo der Vortheil dafür ſprach. So durfte ein Graf Redern eine Millionärin „ohne Geburt“ heirathen und ſeine Gattin an den Hof bringen, unter der Bedingung, daß ihre Million nicht außer Landes nach Holland ging, und ein zweifelhafter Graf erhielt die Anerkennung ſeines Ranges, weil er ſein Geld dem Lande erhielt. Den Soldatenſtand ſtellte er ungebührlich höher als jeden andern. Ein Legationsrath hatte einen Rangſtreit mit einem Fähnrich und wandte ſich klagend an den König. Die Sache ſei gar nicht ſtreitig, lautete Friedrichs

Entſcheid; es verſtehe ſich von ſelbſt, daß die Fähnriche den Rang vor allen Legationsräthen hätten! Der Legationsrath, Graf Schwerin, ein Neffe des Helden von Prag, verließ den Civildienſt und wurde Fähnrich. Der König achtete alſo auch nicht den Grafen in ihm; er kannte nur militäriſchen Dienſtadel, deutſche Reichsgrafen und Reichsbarone waren ihm lächerlich; er verbot ſogar den Zeitungen, von ſolchen zu ſchreiben.

Wie Friedrich in der Eigenliebe das ſicherſte und das beſte Princip der Moral fand, ſo war der handgreifliche Nutzen ihm Leitfaden in Allem. In ſeiner ſpätern Zeit hörte er auf, in der Landwirthſchaft mit Cabinetsbefehlen als Deus ex machina zu wirken, und richtete ſein Augenmerk mehr auf Manufacturen. Die ſchleſiſche Wolle ging früher ins Ausland und kam als Tuch wieder. Der Aerger darüber beſtimmte den König zur Anlage von Tuchfabriken; alle ſchleſiſchen Regimenter trugen ſeitdem ſchleſiſches Tuch. Selbſt ſeinen Widerwillen gegen die Juden überwand er, wenn ſie ſich auf Fabriken legten. Er änderte nicht viel an den Judengeſetzen. Nach ältern Privilegien durften in Berlin nur 152 Judenfamilien ſein. Im Jahre 1750 aber waren 203. Deshalb 1752 ein Cabinetsbefehl: daß die Schutzjuden nicht mehr nach Familien, ſondern nach Köpfen gezählt, bei der Ueberzahl aber die ärmſten und unſittlichſten weggeſchafft werden ſollten. Da ſie reich geworden, wurden ſie zu Manufacturen benutzt, mußten pachten und kaufen, und wenn ſie brav zahlten, erlaubte er ihnen, „ein

zweites Kind anzusetzen." Die Lottounternehmer mußten jährlich für 10,000 Thlr. Porzellan bei ihm kaufen. In Landbau und „andere christliche Gewerbe" durften sie sich nicht „mengen". Vom Jahre 1764 lautet ein königliches Handschreiben: „Die Juden lassen sich beigehen, Kühe zu pachten, was Uns mißfällt. Auch sollen die Juden nicht handeln mit rohem Leder, Wolle ꝛc., damit die christlichen Fabrikanten nicht von ihnen gedrückt und ausgesogen werden." Dagegen blieb ihnen volle Freiheit des Gottesdienstes, den Rabbinern sogar der schiedsrichterliche Spruch in Ehe- und Erbschaftssachen. Wenn ihnen die Rechte „christlicher" Kaufleute gegen große Summen ertheilt wurden, so fragen wir heutzutage freilich: Wer war dabei der wahre Jude?

Seine Ordonnanzen haben im Einzelnen oft genug für uns einen humoristischen Anstrich, besonders bei Anstellung alter Soldaten. Einen invaliden Quartiermeister decretirte er zum Bürgermeister von Aschersleben. Auf das dagegen erhobene Bedenken geht er ein und verfügt: „Dann soll er sich mit der Rathmannsstelle begnügen." Ein General schlug vor, einen alten Regimentspauker zum Bürgermeister von Ermsleben zu machen. Der König entgegnete eigenhändig: „Ich habe noch viele invalide Unteroffiziers, die unterzubringen sind, eh' ich an die Paukers denken kann." Als es ihm zu langsam ging mit der massenhaften Unterbringung der Invaliden, erließ er eine starke Rüge „wegen manquirender exactitude", und schrieb: „Wenn ich zur Inspectionsreise

komme und finde andere Jungens und Domeſtiques, wo ich Invaliden wünſche, ſo jage ich ſie zum Teufel!"

In ſeinem Verhalten zum Orden des heil. Loyola zeiht man ihn der Treuloſigkeit gegen ſeine eignen Ueberzeugungen. Als Prinz hatte er 1737 eingeſtanden, er „verachte" ſie zu ſehr als daß er ihre Werke läſe; „die ſchlechte Beſchaffenheit ihres Herzens verdunkele alle ihre Vorzüge des Geiſtes." Und trotz dieſer Einſicht in die „ſchlechte Beſchaffenheit ihres Herzens" übergab er ihnen in Schleſien den Unterricht der Jugend, ſchrieb 1773, im Jahre der Aufhebung ihres Ordens, an Voltaire, der ihn Protector der Jeſuiten ſchalt, der Papſt habe „ihnen den Schwanz abgeſchnitten" und nun könnten ſie „nicht mehr wie Simſons Füchſe die Häuſer der Philiſter in Brand ſtecken." Uebrigens habe er im Dresdener Frieden verſprochen, die Religionen in statu quo zu belaſſen. Und die katholiſchen Fürſten hätten ihren Papſt zum Abſolviren; ihn entbinde kein Menſch, alſo müſſe er ſein Wort halten, denn ein Papſt würde ſich wohl eher die Finger abhauen laſſen, als mit dieſen Fingern einen verdammten Ketzer von ſeinem Schlage zu ſegnen! — Zwei Jahre ſpäter ſpricht er ſeine Hoffnung aus, der heilige Vater werde bankerott machen, wenn nur noch einige Miniſter und Fürſten, die über gemeine Vorurtheile hinaus ſind, ans Ruder kämen. Schon hätten ſeine Wechſel und Aſſignaten zur Hälfte ihren Credit verloren; ohne Zweifel werde die Nachwelt des Vorzugs genießen, frei denken zu können. Dabei blickt er aber weiter als alle andern Zeitgenoſſen. Bei der Nachricht von der Auf-

hebung von Klöstern in Frankreich, Oesterreich, Spanien, in welche der Papst willigte, ruft er aus: „Welche Revolution! — Und nur die Verschwendung der Höfe verlockt zu dieser Maßregel, die dem Baume die Axt an die Wurzel setzt. Der Baum wird stürzen, da man ihn untergräbt!"

Zu dem Colbert'schen Sperrsystem, dem Friedrich im Handel und Wandel huldigte, gehörte auch, um kein Geld ins Ausland zu lassen, für die Landeskinder das Verbot, auf nichtpreußischen deutschen Hochschulen zu studieren. Er gab mit diesem Zwange das erste Beispiel zur provinziellen Verengung der Studien, hob die bisherige Gemeinsamkeit eines wissenschaftlichen, wenigstens akademischen Deutschthums auf, während er für die Kinder vornehmer Stände durch ausschließlich französische Erziehung eine förmliche Entdeutschung der Bildung betrieb. In den niedern Schulen benutzte er für die Lehrerstellen gern seine invaliden Unterofficiere, weil er in Folge des Hubertsburger Friedens 30,000 Mann entließ und der bürgerlichen und bäuerlichen Thätigkeit wieder zuführte. Damit faßte im preußischen Schulwesen jener Zeit eine entschiedene Barbarei und ein zopfig militärischer Formeldienst Fuß, während des Königs Geldknauserei den ehrenwerth betriebsamen Minister v. Zedlitz bei Berufung tüchtiger Kräfte nicht selten in peinliche Verlegenheit setzte; daher die Redensart vom travailler pour le roi de Prusse. Das philanthropische System Basedows erwuchs außerhalb des preußischen Staates, und wenn die Zurückberufung des unter Friedrichs Vater schnöde verjagten

Wolff aus Halle ein gerechter und löblicher Sühnact war, so geschah doch sonst vom „Philosophen von Sanssouci“ wenig in Sachen deutscher Philosophie. Nicht blos Lessing, auch Kant in Königsberg blieb unbeachtet von ihm. Der Geist französischer Freidenker, der Friedrich geschult, hinderte ihn freilich, sich je Eingriffe in die Denkfreiheit zu gestatten. Presse und religiöses Gewissen blieben unbeschränkt. In Bezug auf jene war er glücklicher Weise selbst Schriftsteller, wußte also die Macht der öffentlichen Meinung zu schätzen. Doch entdeckt man auch einige widerhaarige Gelüste in Sachen der Bücherfreiheit und Censur. Sein bekanntes Wort vom Jahre seines Regierungsantrittes hieß: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht genirt sein.“ Doch schon drei Jahre darauf, 1743, lautete ein Erlaß, „in politicis“ sei „nichts ohne höhere Erlaubniß zu drucken.“ Nach der Beruhigung der aufgeregten Stimmung erschien 1772 ein Cabinetsbefehl des Inhalts: die Bücher seien „einer zwar nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung zu unterwerfen“, weil „die Freiheit stets mißbraucht“ werde und „die allgemeine Sicherheit wie das Wohl der Gesellschaft den Spott nicht vertrage.“ In Politik durfte namentlich nicht dramatisirt werden und Lessings Minna v. Barnhelm fand in Berlin viel Schwierigkeiten, bis es 1768, ein Jahr nachdem es im Druck erschienen, zur Aufführung kam. Die Politik im Stück war nur sehr gelegentlich, die Anspielung beruhte nur auf Voraussetzung von Thatsachen. Nach dem Hubertsburger Frieden waren 21 Freicorps ohne alle Ent-

ſchädigung zum allgemeinen Aergerniß entlaſſen, und in Leſſings Minna wurde dies Thema berührt. Für ſeine Perſon war Friedrich generös. Ein Pasquill auf ſeine Perſon ließ er bekanntlich an einer Berliner Straßenecke tiefer rücken, damit es die Leute beſſer läſen. Der von den Kanzeln als Atheiſt verfolgte Freidenker Edelmann konnte in Friedrichs Hauptſtadt unangefochten leben, die Fortſetzung von Leſſings Wolfenbütteler Fragmenten erſchien 1778 zu Berlin im Druck und der überall verjagte Rouſſeau erfreute ſich in Neufchatel des preußiſchen Schutzes. Im Garten zu Montmorenci lautete Jean Jacques' dankbare Inſchrift unter Friedrichs Bildniß: Il pense en Philosophe et se conduit en Roi. Friedrichs Grundſatz war: Mögen ſie reden was ſie wollen, wenn ſie nur zahlen was ſie ſollen! Leider gingen aber ſeine Maximen nicht immer in ſeinen Codex über, manches blieb Phraſe in ſeinen Schriften, ſeine Grundſätze wurden nicht immer Staatsgrundgeſetze. Sobald Friedrich die Augen ſchloß, griff die feige Angſt im Gefühl der Schwäche und Verſchuldung bald genug zu entgegengeſetzten Maßregeln, um das von Friedrich verſpottete Gottesgnadenkönigthum zu ſchützen und Denken und Glauben zu knechten, d. h. chriſtlich zu behüten, denn das Gefühl erbärmlicher Verſündigung nannten die Wöllner unter dem zweiten Friedrich Wilhelm chriſtliche Empfindung. Friedrich ſchrieb als Prinz 1739: da er es mit keiner Sekte halte, ſo könne er ihnen allen ohne Vorurtheil zuſehen und „ſich auf ihre Koſten beluſtigen"; in der Moral ſei er jedoch nicht ſo indif-

ferent, da ſie der nothwendigſte Theil der Philoſophie ſei und am meiſten zum Glück der Menſchen beitrage. Er kannte und verſtand vom Chriſtenthum nichts als einige praktiſche Griffe humaner Wohlfahrt. Dieſe Armuth der Empfindung gab ſeiner Größe jene Nüchternheit, die kalt blieb und kalt läßt, aber doch Hochachtung, ja ſelbſt Ehrfurcht einflößt vor der unerſchütterlichen Kraft und Stärke ſeiner Seele. Wie er als Prinz in ſeinem Antimachiavell als das Zeichen einer ſtarken Regierung erklärte, „Jedermann Gewiſſensfreiheit zu geſtatten", da ein Regent nur „König ſein und nie den Prieſter machen" dürfe, ſo erwiederte er in ſeinem Alter als Herrſcher dem Herzog von Braunſchweig, der in der Religion „doch eine ſtarke Stütze der Autorität" ſehen wollte: ihm „genügten Ordnung und Geſetze; blinder Gehorſam ſei nur für Tyrannen, wahre Fürſten brauchten nichts als einen vernünftigen und auf Gründen beruhenden Gehorſam." Die Berliner Oberkirchenbehörde, welche ſich bei ihm beklagte, daß die Katholiken in ihren Schulen Proſelyten machten, verwies er auf den Fiscal, der ein Auge darauf haben müſſe, daß keine Religion der andern Abbruch thue, denn in ſeinen Staaten müſſe „Jeder nach ſeiner façon ſelig werden können." Ein ſpäterer Ausſpruch von ihm lautete: „Der falſche Glaubenseifer iſt ein Tyrann, der die Länder entvölkert, die Duldſamkeit eine zärtliche Mutter, welche ſie gedeihen und blühen macht." Er verlangte nur „gute Bürger". Sein Rechtsgefühl in Religionsſachen ging allerdings Hand in Hand mit ſeiner Gleichgültigkeit gegen

Glaubensſätze. Der Zögling Voltaire's hatte ſich von Jugend auf an ſeines Meiſters Haß gegen die Hierarchen genährt. Voltaire's Satyre hatte ihre große Miſſion darin, die Herrſchaft der Geiſtlichkeit, die ſich im Schooße des Aberglaubens an der Verdummung der Welt jahrhundertelang gemäſtet hatte, zu ſtürzen. Als Regent zog ſich Friedrichs Zorn gegen Uebergriffe der Geiſtlichen oft ruhig hinter ſeinen Rechtsſinn zurück. Bei Streitigkeiten zwiſchen Seelſorgern und Gemeinden trat er meiſt auf Seite der letztern. „Den Faſen (Pfaffen) wird man keine Verfolgung geſtatten!" lautete eine ſeiner Verfügungen von eigner Hand. „Wenn der Pfarrer den Bauern gefällt, muß man ſie nicht chicaniren!" hieß es in einer andern, als die Oberbehörde einen Dorfprediger abſetzen, die Gemeinde aber nicht von ihm laſſen wollte. Den Berlinern, die gegen die Einführung eines verbeſſerten Geſangbuches einkamen, geſtattete er das alte. Freilich bezeugte ſeine eigenhändige Randgloſſe dazu die entſchiedene Verarmung ſeines Gemüthes, das von der Poeſie unſerer Kirchenlieder, von der Einkehr und Zuflucht des Herzens in die Stille, wo Gott ſpricht, keine Ahnung hatte. Die Randgloſſe des Königs mit der Anführung eines Liedes von Paul Gerhard verrieth offenbare Rohheit. „Wenn die Leute", ſchrieb Friedrich, „noch länger: Nun ruhen alle Wälder und ähnliches dummes und thörichtes Zeug ſingen wollen, ſo ſoll man ſie gewähren laſſen." In Neufchatel war über das Dogma von den ewigen Höllenſtrafen ein Streit ausgebrochen, gegen den er einſchreiten ſollte. Er entſchied,

er habe nichts dagegen, wenn die Pfaffen ewig verdammt sein wollten. Der Prediger Franke in Halle, der Sohn jenes Pietisten Hermann August, des dortigen Waisenhausstifters, hatte die Entfernung der Komödianten aus der Universitätstadt betrieben, wie früher sein Vater, der Wortführer an der Tafel des verstorbenen Königs, sich an der Vertreibung des Philosophen Wolff verschuldete. Friedrich wollte den Studenten eine „Satisfaction" geben und die Bigotterie des „Fasen" strafen, indem er Diesem befahl, die verpönte Bude Apolls in Person zu besuchen und darüber vom Schauspieldirector ein Zeugniß beizubringen. Nur mit Mühe gelang es, diese Verordnung stillschweigend unausgeführt zu lassen. In des großen Königs Werken stehen zum Ergötzen der Spötter des Christenthums unter anderen auch folgende Sätze: „Große Frömmelei und Verrücktheit im Gehirn sind meiner Ansicht nach gleichbedeutende Wörter (Brief an d'Alembert, 1774), wenn anders die Frömmelei nicht noch gefährlicher ist, denn sie ist bleibend, die Verrücktheit hingegen verliert sich, sobald das Fieber nachläßt." — „Wenn man sehr christlich ist, so ist es schwer, zugleich sehr vernünftig zu sein." — „Man möchte bisweilen glauben, von Konstantin bis auf Luther sei die ganze Welt toll gewesen." — „Die evangelische Religion ist die beste, viel besser als die katholische," — warum? — „weil die protestantische Kirche ganz der Regierung unterthan ist!"

Dicht neben diesen Belegen nackter Rohheit, dreisten Dünkels und herrischen Eigensinns stehen dann freilich eben

ſoviele Kernſprüche der lichten, hellen geſunden Vernunft. „Ich denke über Satyren wie Epiktet," ſchreibt der Greis 1775 an Voltaire; „ſagt man Böſes von Dir, und es iſt wahr, ſo beſſere dich; ſind es Lügen, ſo lache darüber." — „Froher Muth", ſchrieb der Jüngling aus Rheinsberg, „macht uns zu Göttern, mürriſcher Ernſt zu Teufeln. Der letztere iſt eine Art von Geiz, der die Menſchen des Glücks beraubt, das ſie genießen können." — „Ach wie hartherzig ſind doch die Menſchen!" ſchreibt der Menſchenkenner an Marquis d'Argens 1757. „Es heißt: Ihr habt Freunde. Ja wahrlich ſchöne Freunde, die die Arme über einander ſchlagen und zu einem ſagen: Bei meiner Treu, ich wünſche euch viel Glück! — Aber ich ertrinke: reicht mir doch wenigſtens einen Strick! — Ei nicht doch, ihr werdet nicht ertrinken. — Doch, den Augenblick ſink' ich unter! — Ei, wir hoffen das Gegentheil; wenn es aber geſchehen ſollte, ſo ſeid verſichert, daß wir euch eine ſchöne Grabſchrift ſetzen."

Selten wohl hat ein Menſch auf dem Throne ſo tief in das ſchwache Herz der Menſchen geblickt. Mitunter freilich iſt die ſcharfe Helle ſeines Blicks wie kaltes Wetterleuchten einer nüchternen Verzweiflung, die ſich über alles hinwegſetzt. In einem Briefe aus demſelben Jahre und an denſelben Freund, der ihm zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges den vertrauten Jordan von früher her erſetzte, leſen wir folgende verwegene Aeußerung: „Wir Fürſten, wir dürfen uns nur in unſerer Herrlichkeit zeigen, ſo wie der Herrgott bei der Meſſe. Man erhebt eine goldne Monſtranz, alles Volk

betet an, die Meſſe wird geleſen, harmoniſche Inſtrumente begleiten ſie, das Beiſpiel flößt eine düſtre, finſtre Ehrfurcht ein. Es kommt ein Quidam dazu, ſieht die ganze Ceremonie mit prüfendem Auge an, nimmt die Monſtranz, findet darin ein Stückchen ungeſäuerten Brotes und lacht über den Aberglauben des Volks." — Dieſer Quidam kann aber nur der kalte Spötter ſein, der keinen Theil hat an dem Bedürfniß der Phantaſie und des Herzens, das Ewige im Symbol ahnend zu faſſen. Beſſer klingt ſchon ein anderer Ausſpruch Friedrichs: „Die Macht der Geiſtlichkeit beruht nur auf Meinungen und auf der Leichtgläubigkeit der Menſchen. Man kläre dieſe auf, ſo hat die Bezauberung ein Ende." Für „Leichtgläubigkeit" wird freilich der tiefere Kenner der Menſchen lieber: Glaubensbedürftigkeit ſagen und das Amt der Aufklärung, d. h. der Deutung der Geheimniſſe des Lebens in den Händen erleuchteter Prieſter nicht für entweiht halten. Damit nicht im Widerſtreit ſtände dann des Königs politiſcher Ueberzeugungsſatz: „Falſche Politiker meinen in ihrer Beſchränktheit, es ſei leichter, ein unwiſſendes und dummes Volk zu regieren als ein aufgeklärtes; gerade umgekehrt, je unwiſſender und thieriſcher, deſto widerſpenſtiger und unlenkſamer iſt es." Um es alſo lenken und bilden zu können, bedarf es aufgeklärter Lehrer, und beſſere Lehrer giebt es nicht als Jünger Chriſti. Ergreifend, als ſchmerzliches Ergebniß eigner Erfahrung, klingt Friedrichs Wort: „Jemand, von dem man glaubt, er habe keine Religion, wird allgemein verſchrieen, mag er auch übrigens der recht-

schaffenste Mensch von der Welt sein." — Man kann Friedrich nicht für unreligiös, nicht einmal für unchristlich erklären. Nur war seine Religion ein Kind des nüchternen Verstandes, seine Frömmigkeit nichts als die Logik des Stoikers, sein Christenthum ein karger Abhub, ein Brosamen von der reichen Tafel eines geheiligten Lebens. Wenn der König einen alten General wegen dessen Betheiligung am Genuß des Abendmahls verspottete, so nahm er den Unbill doch im nächsten Augenblick zurück. Er blieb ein Zweifler, aber er ließ es zu, wenn Andere aus andern Quellen schöpften; in der Jugend ein Spötter, war er eines Bessern belehrt; er schwieg sogar, als nach dem Siege bei Leuthen 25,000 Mann wie aus Einer Kehle: „Nun danket Alle Gott!" anstimmten; in der Schule des tiefbittern Ernstes hatte er den Spott verlernt. Und wenn die Prediger von den Kanzeln an die preußischen Fahnen den Sieg des evangelischen Christenthums knüpften, so lag das zwar außer seinem Gefühlskreise, aber er war politisch genug, es in seinen Gesichtskreis zu ziehen und es zu benutzen. Ein Held wie Gustav Adolf, der eine Fahne des Glaubens entfaltete, war er nicht. Religiöser Enthusiasmus und Fanatismus galt ihm gleich viel, wie denn freilich auch oft genug die helle Flamme dieser Erleuchtung im dunklen Qualm erstickt, die Grenzlinie zwischen Glauben und Aberglauben unsicher genug schwankt. In seinen Zweifeln aber war Friedrich ehrlich, in seinem Unglauben suchte er gegen Andere gerecht zu sein. So gewöhnte er sich, das Bedürfniß des Glaubens in Andern

zuzulaſſen, während er ſich von dieſer Bedürftigkeit, als einer Schwäche des Geſchlechts, ausſchloß. So konnte er ſchließlich in einem Briefe an d'Alembert (1770) das Chriſtenthum gegen das Système de la nature ſogar in Schutz nehmen, die Unvernunft des Verfaſſers ſchelten, deſſen Verleumdungen als Uebertreibungen rügen; der Satz des Evangeliums: Thue Andern nicht, was du nicht willſt, daß ſie dir thun! ſei der Inbegriff aller Moral. Friedrichs Religion war Moral. Im ſittlichen Inſtinct der Menſchen ſah er den Bau der menſchlichen Geſellſchaft und die ſtaatliche Ordnung begründet; alles Andere gab er preis, weil er die moraliſche Triebkraft im menſchlichen Geiſt für ſo ſtark und für ſo ausreichend hielt. „Unſere jetzigen Religionen" — dies die Summe ſeines Bekenntniſſes — „gleichen eben ſo wenig der Religion Chriſti als der der Irokeſen. Das Chriſtenthum veränderte ſich wie die Sitten. Es verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr von ſeiner urſprünglichen Einfachheit und artete bald ſo aus, daß man es kaum noch wiedererkennen konnte. Nichts übertraf bei ſeiner Entſtehung die Heiligkeit ſeiner Moral; aber der Hang des menſchlichen Herzens zur Verderbniß verkehrte dieſelbe bald. So wurde der reinſte Quell des Guten der Grund zu einer Menge von Uebeln für die Menſchheit. Chriſtus hat keine Dogmen eingeſetzt, die Kirchenverſammlungen haben dafür geſorgt. Seine Religion war reiner Deismus." — Im Grunde war ihm Chriſtus nur ein zweiter Sokrates. Und hierin liegt die Einſeitigkeit, aber auch die ſtarke Kraft der

Charaktere jenes Jahrhunderts. Sie ſchufen das Heil aus ſich ſelbſt, und hielten es für Schwäche, die Heilsbedürftigkeit der menſchlichen Natur aus ihrer Unzulänglichkeit herzuleiten. Ihr Glaube war die Errungenſchaft ihres forſchenden Verſtandes, ihre Religion das Ergebniß der zuſammengefaßten Kraftentwickelung ihres Geiſtes. Im ſcharfen Zugwind ihrer hellen Bergluft verſchmähten ſie die Atmoſphäre der Niederungen, in deren Sümpfen ſich die Feigheit der Verzagten Neſter baut. Ihr beſtes Wiſſen war auf der Degenſpitze der Forſchung errungen, hatte ſich ſogar in der Feuerprobe der Verzweiflung bewährt. Weit entfernt von der Aufklärung von heute, deren Materialismus die Herrſchaft des Geiſtes nicht mehr kennt, fand ſich ihr Deismus, der als glaubensleer geſcholtene, doch im geiſtigen Centrum der Welt zurecht. König Friedrich conſtruirt ſich das Weſen eines ſelbſtbewußt handelnden Gottes in demſelben Briefe an d'Alembert, und die deiſtiſche Richtung hat keine beſſern Beweiſe vom abſoluten „Ding-an-ſich" vorzuführen. „Die Vernunft", ſchrieb er, „zeigt mir ſo erſtaunenswerthe Verhältniſſe in der Natur und legt mir ſo auffallende und ſo einleuchtende Endurſachen vor, daß ich gezwungen bin zuzugeben, ein denkendes Weſen walte über dieſem Weltall, um die allgemeine Einrichtung der Maſchine in Ordnung zu erhalten. Dieſes Weſen denk' ich mir als den erſten Urſtoff des Lebens und der Bewegung. Das Syſtem einer Entwicklung des Chaos ſcheint mir unmöglich zu erweiſen, denn es würde noch mehr Geſchicklichkeit dazu gehören, das Chaos

zu bilden und zu erhalten, als die Dinge so zu ordnen wie sie jetzt sind. Das System einer Schöpfung aus Nichts ist widersprechend und folglich ungereimt. Es bleibt also nichts übrig als die Ewigkeit der Welt, — eine Idee, die keinen innern Widerspruch insichschließt, weil das was heute ist, auch sehr wohl schon gestern dagewesen sein kann und so fort. Da nun der Mensch Materie ist, und doch denkt und sich selbständig bewegt, so seh' ich nicht ein, warum nicht ein ähnliches denkendes und handelndes Urwesen mit der allgemeinen Materie sollte vereinigt sein können. Ich nenne es nicht Geist, weil ich keinen Begriff von einem Wesen habe, welches keinen Raum einnimmt und folglich nirgends existirt. Da aber unser Denken eine Folge der Organisation unsers Körpers ist: warum sollte nicht das unendlich mehr als der Mensch organisirte Weltall eine Denkkraft besitzen, die unendliche Vorzüge vor der Verstandeskraft eines so schwachen Geschöpfes hätte?"

In Friedrichs Zweifeln am Geist liegt mehr Beweiskraft und Gewißheit, als im Zeitalter von heute einerseits die Materialisten und andrerseits die Devoten und Glaubensseligen zu geben im Stande sind. Und mit diesem seinem Bekenntniß hätte er einen Lessing als Gehülfen und Freund an seine Seite berufen, den Samen, den Immanuel Kant bereits zu streuen begann, hegen und pflegen sollen, damit die Factoren des Besten, was diese drei Geister schufen, fühlten und dachten, sich als die Summe des Jahrhunderts der Aufklärung in Staat, Kirche und Gesellschaft feststellte! Das

Fridericianiſche Zeitalter hätte dann tiefere Wurzeln geſchlagen und einen Baum von mehr Dauerbarkeit getrieben, der dem Rück- und Umſchlag ſtärkern, nachhaltigeren Widerſtand geleiſtet. Das aufgeklärte Königthum vollzog ſein Werk ohne zu wiſſen, was im Schooße deutſchen Volkes keimte und reifte, ohne Herbeiziehung deſſen, was in deutſcher Litteratur, in Poeſie und Philoſophie ſich zur Mitarbeiterſchaft eignete. Was Wunder, daß zum Gedeihen der Geſammtheit der Segen ausblieb! Der Staat Friedrichs zerfiel, deutſches Dichten und Denken feierte unausgeſetzt ſeine bleibenden Siege. Um ein neues Deutſchthum nach außen und innen geſichert aufzubauen, dazu war ein Zuſammengreifen aller Kräfte nothwendig.

Sprechen wir auch noch vom Bilde ſeiner äußern Erſcheinung. Vor den Augen des Volks ſind nur die Züge des „alten Fritz“ ſtehen geblieben, und Rauchs Denkmal hat dieſelben der Unſterblichkeit überliefert. Man kennt ein Bild im Berliner Schloſſe von Friedrich als Kind und ein anderes vom Jünglinge; Adolph Menzel hat in Illuſtrationen ſeine ebenſo zarte wie kecke Jugendgeſtalt ſehr glücklich aufgefaßt und hingeſtellt, während Oelbilder dieſes trefflichen Skizzenzeichners Friedrich im blühenden Mannesalter bei Tiſche mit Voltaire und ſeiner franzöſiſchen Tafelrunde, ſowie die Begegnung des alten Königs mit Kaiſer Joſeph in Neiſſe aus dem Jahre 1769 darſtellen. Baron Bielfeld beſchrieb des Kronprinzen Perſon in

Rheinsberg. Friedrich trug danach ſein eignes blondes Haar; er „ſieht ziemlich männlich aus, jedoch flasque.“ Marquis Valori, franzöſiſcher Geſandter am Berliner Hofe, ſchilderte 1745 des Königs Erſcheinung. Friedrich, ſchrieb er, iſt von Figur klein, ſein Wuchs iſt regelmäßig, Hüften zu hoch, Beine zu ſtark, Mund und Naſe aufgeworfen; ſein Lächeln, geiſtreich und liebenswürdig, gewinnt oft einen ſpöttiſchen und bittern Ausdruck. Mit Entzücken ſpricht Valori von des Königs großen blauen Augen. „Ich weiß nicht, ob Jemand gleichgültig bleiben könnte, wenn er ihn leiden oder in Zorn ſieht.“ Ein anderer Franzoſe, Thielbault, nennt ihn mauvais cavalier: „Buste admirable et vraiment royal, mais pauvre et misérable piédestal. Sa tête et sa poitrine sont au-dessus des éloges, le train d'en bas au-dessous de la critique.“ — Zum Bilde des Alten, wie es im Volke fortlebte, gehören weſentlich Krückſtock und Tabaksdoſe; mit jenem, ſtatt der Sporen, ſaß er ſogar zu Pferde, und die Doſe mit ihrem Spaniol war ihm ſtetes Bedürfniß für die ſteile Naſe, die wie ein Inſtrument des Forſchens, faſt wie ein Alles herausbohrender Korkzieher, ſich über die zahnlos zuſammengepreßten Lippen vorſtreckte. In dem verknöcherten Antlitz des alten Königs ſaß das große blaue Auge wie eine ewig wache, klare, wenn auch nordiſch kalte Sonne. Lavater, der Phyſiognom, ſtellte dem Könige, freilich nachträglich, das Horoskop. Er fand ſein Antlitz ſo „zum Königsgeſicht geſchaffen“ wie kein anderes. „Ich habe ſein Auge lange und nahe angeſehen: mehr treffend als blendend, mehr

durchdringend als blitzend. Aber man ſchließe ſein eignes Auge und betaſte die Linien von der Höhe der Stirn bis ans Ende der Naſe: der Phyſiognomiſt wird niederfallen und rufen: Ein prädeſtinirter König oder Welterſchütterer; ohne Thaten lebt er nicht, ſo wenig als ohne Odem!" Lavater las aber auch entſchiedene Menſchenverachtung in Friedrichs Geſicht; er meint, ſein hohes Selbſtgefühl habe, weil er Seinesgleichen nicht gefunden, in Geringſchätzung der Mitbrüder ausarten müſſen.

Ueber des Königs Augen und ihren alles durchdringenden Blick ſchwärmt in Hippels Lebensläufen ein deutſcher Jüngling: „Solch ein Auge!" — „Hat er Augen? Sterne hat er, Sonnen, die ihr eigen Licht haben und Strahlen werfen. — Wenn er ſie doch ſchonen möchte, die großen Königsaugen, und ſie nicht ſo hin- und herwerfen, oft auf Leute, die des Blicks nicht werth ſind, wahrlich nicht. — Gleich wie ich ihn ſahe, dacht' ich: warum reiſen denn nicht Dichter, Maler, Bildhauer nach dieſem Ideal eines königlichen Ausſehens, nach dieſem Bilde eines Königs? — Eines, Vater, mit Sr. Majeſtät Erlaubniß, gefällt mir nicht: was ich mich geärgert habe, daß er die Flöte ſpielt!" Es gebe ja kein königliches Inſtrument, ſagt der junge Königsberger, und den Odem ſolle man für das Wort ſparen. Freilich, da Er ſie ſpiele, könne wohl noch was aus ihr werden. Auch laſſe er ſich auf ihr nur hören, wie man ſich im Schlafrock ſehen laſſe, vor Freunden und Tonkünſtlern. Eine Schlafmütze trage er nie, auch keine Krone, immer den Hut, auch ſchon

früh Morgens, denn nach seinem eignen Worte regierte Friedrich einen Staat, wo der König immerfort auf der Wache stehen müsse: „Sein Hut steht ihm als eine Krone. So trägt Keiner seinen Hut. — Wenn der König grüßt, Du solltest sehen, wie er den Hut faßt! Und seine Kleidung? Nichts was neu schiene; ein neues Kleid ist nicht königlich. Vater, durchweg ein König! Alles so natürlich. Thäten wir es, wär' es die äußerste Affectation." — Im Blick des unverwandt auf Einen Punkt gerichteten Auges lag wie in der geistigen Willenskraft Friedrichs für die wunderſüchtigen Menschen eine magische Gewalt. Hippels Schwärmer schrieb: „Der König hat in seinen Feldzügen die Kugeln um sich herumpfeifen und hinsinken lassen; wie Mücken sah er sie an, die um seinen Kopf sich lustig machten. Man sollte fast glauben, für einen unverwandten Blick auf Einen Fleck, für einen festen Gang zum Ziel, für ein Bewußtsein: das ist der rechte Weg! haben die Kugeln selbst Respect. Im Willen des Menschen liegt eine menschliche Allgewalt." — Und in der That, den Glauben an menschliche Allmacht erweckte Friedrich einem schlaff in sich erlahmten Zeitalter.

In Potsdam war er König, in Sanssouci Mensch. Er haßte alles Ceremoniell, allen Pomp; in Sanssouci konnte er abwerfen, was ihm hinderlich schien, um bei der kurzen Spanne Zeit des Lebens ganzen Kern zu fassen. Wie er für seinen Staat nur Minister hatte, die seine Secretäre, seine Expedienten waren, so glich sein Hofhalt bei der größten Einfachheit, ja Dürftigkeit in seiner Umgebung einer sehr

einfachen, nüchternen, aber correcten Maſchine. Er hatte, ſagt ein Gewährsmann, einen Kanzler der blos ſein Schreiber war, einen Oberjägermeiſter der ſich keine Wachtel zu ſchießen traute, einen Mundſchenk der nicht wußte, ob Wein im Keller war, einen Oberſtallmeiſter der nicht befugt war, ein Pferd ſatteln zu laſſen, einen Garderobemeiſter der nicht einmal wußte, wer des Königs Schneider ſei: der Kämmerer Fredersdorf beſorgte alle jene Dienſte. Des Königs Kleidernachlaß kaufte ein Jude für 400 Thlr.; keine ſeiner Kutſchen war über 100 Thlr. werth. Gewöhnlich das Hausgeräth, das Lager ein ordinäres Feldbett. Aber die Bücher in den Schränken, verworren durcheinander, zeigten von Gebrauch. Flöte, Krückſtock, Tabaksdoſe und Hunde, die geliebten Windſpiele, die ihre beſondern Laquaien hatten und denen er Grabſteine mit Epitaphen ſetzte, waren ſein einziger Luxus. Ritt er aus, ſo begleitete ihn oft nur ein einziger Reitknecht. Nachts ſchlief er ohne Wache. Zimmermann, der hannöverſche Hofmedicus, nach Potsdam zum kranken König gerufen, beſchrieb in ſeinem Buche: „Von der Einſamkeit“ zwei Jahre vor Friedrichs Tode die Einſamkeit des ländlich ſtillen Philoſophenhauſes. „Wo jener alte Kriegsgott ſeine Donnerkeile ſchmiedet und Werke ſeines Geiſtes für die Nachwelt ſchreibt, wo er ſein Volk regiert wie der beſte Vater ſein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringſten Bürgers und Landmanns lieſt und ſeinem Lande von allen Seiten mit erſtaunlichen Geldſummen aufhilft, ohne irgend eine Erſtattung zu verlangen, ohne irgend etwas

dabei zu ſuchen als das gemeine Beſte; und wo er in der andern Dichter iſt und Philoſoph: — herrſchet weit umher eine Stille, in der man den leiſeſten Hauch von jedem ſanften Winde höret. Ich beſtieg dieſen Hügel zum erſten Male im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieſes Welterſchütterers kleines Haus vor mir erblickte, ſchon nahe war an ſeinem Zimmer, ſah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menſchen, der mich gefragt hätte, wer ich ſei und was ich wolle. Ich ſah nichts und ging frei und froh umher vor dieſem kleinen und ſtillen Hauſe." — Natürlich, Monarchen, die weniger in ihrer Perſon zu bewahren haben, verſchanzen ſich oft weit ſtärker, als könnten ſie geſtohlen werden. König Friedrich lebte freilich ſo karg und ungemüthlich einſam wie ein alter Junggeſell. Er lebte ohne Familie, ohne Günſtlinge, ohne Rathgeber und Vertraute; nur ein kleiner enger Kreis geiſtreicher Menſchen fand ſich an ſeinem Tiſche. Hier hielt er Hof, und die Witzfunken der Rede würzten geiſtig das Mahl. Es war ſeines Vaters Tabakscollegium in anderer, pikanterer Form, ohne Rauchtabak, aber mit Spaniol; gepfefferte Speiſen gingen Hand in Hand mit gepfefferten Späßen über Gott und Welt, Religion und Politik.

Ueber Friedrichs Entfremdung vom Geſchlecht der Frauen laſſen wir den Schleier ruhen, um ſo mehr als hieraus nicht, wie in der Maitreſſenwirthſchaft franzöſiſcher Ludwige, eine weichliche Entartung ſeines Regimentes, vielmehr nur eine Entartung ſeiner eignen Empfindungen und Bedürfniſſe

erwuchs. Sein Verhalten zur deutschen Litteratur, die um ihn her mächtig aufkeimte, würde ebenfalls der Vergessenheit verfallen können, hätte dieser deutsche „Salomo des Nordens“ seine Schrift über deutsche Dichtung und Wissenschaft (De la litterature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. Berlin, Decker. 1780. 80 Octavseiten), eine Schrift, die er anfänglich blos für seinen Minister Hertzberg aufsetzte, dann aber in die Muttersprache übersetzen ließ, nicht selbst zum Druck gegeben, ihm und der Nation zur bleibenden Schmach, ihm, weil sein eigensinniger Trotz sich nicht überwinden konnte, was er als Jüngling vor Jahrzehnten in seinem Vaterlande wahrgenommen, noch einmal als Greis, eh' er darüber absprach, zu prüfen, — der Nation zur Schmach, weil diese Schrift ein dauerndes Zeugniß ist, daß ihr angeblich größter Fürst seine größte Unwissenheit in heimischen Dingen gleichsam von oben herab proclamirte und in einer souveränen Naivität über deutsche Cultur und Dichtung zu einer Zeit absprach, in welcher nicht blos mit Klopstock, Winkelmann und Wieland, sondern mit Lessing in seiner Vollendung und mit Goethe in seinen Anfängen der goldne Morgen, ja der lichte Tag in unserem Dichten und Denken angebrochen war. Mit einer ironischen Selbstbespöttelung, wie sie nur dem spitzfindig trockenen genius loci seiner Heimath eigen ist, äußerte der hochbetagte König gegen Mirabeau: „Welchen größern Vortheil hätte ich der deutschen Litteratur bringen können, als daß ich mich

nicht um sie kümmerte?" — ein königliches Wort, das in der That zur Entgegnung eine Litteratur verdiente, die eben so unbekümmert um die Throne ihren Weg geht. Daß das Fridericianische Preußenthum uns kein deutsches siècle de Louis XIV. lieferte, dem Hofe eines kleineren Augustus die Pflege einer goldnen Litteraturblüthe überließ, war vielleicht nur heilsam, oder dies Preußenthum hätte denn zur Bedingung seiner Größe nicht Deutschlands Regirung machen, in seinem größten Fürsten nicht die Entfremdung von allem Deutschthum krönen müssen. Daß Friedrich das schlechteste Deutsch sprach und schrieb, das je ein Sterblicher auf deutschem Boden verübt hat, ist erklärlich und somit verzeihlich, da er am Hofe seines Vaters vor der Barbarei geschmackloser Rohheit keine andere Rettung fand als in der Flucht zum französischen Wesen in Sprache, Sitte, Sinnesart und Empfindung. Aber daß er noch sechs Jahre vor seinem Tode in der Herausgabe jener Schrift seine erklärliche Jugendentwöhnung und seine dauernde Entdeutschung principiell zu rechtfertigen, nicht blos zu beschönigen suchte und mit der plumpsten Dreistigkeit, mit der dicksten Unwissenheit für deutsche Litteratur höchstens noch einen gutgemeinten frommen Wunsch zum Schluß übrig hatte, dies kann nur entschuldigen, wer sich des Verbrechens theilhaftig macht, in der Person eines Fürsten in allen Dingen päpstliche Unfehlbarkeit zu vergöttern. Der fünfundzwanzigjährige Prinz hatte, drei Jahre vor seinem Regierungsantritt, an Voltaire geschrieben, es fehle den Deutschen nicht an Geist, ihr Charak-

ter ſei dem der Engländer ähnlich, ſie ſeien fleißig und gründlich, aber ihre Bücher von einer ertödtenden Weitſchweifigkeit. Wenn man ſie in etwas von ihrer Schwerfälligkeit heilen und mit den Grazien befreunden könnte, ſo verzweifle er nicht daran, daß die Nation große Männer hervorzubringen vermöchte. Die Getheiltheit Deutſchlands ſei Urſach, daß die verſchiedenen Provinzen ſich niemals einer einzigen Akademie unterwerfen würden, und aus Mangel an einer allgemeingültigen Sprache ſeien die deutſchen Gelehrten genöthigt, in fremden Sprachen zu ſchreiben. Dazu komme, daß die Fürſten im Allgemeinen die Gelehrten verachteten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche die Letzteren auf ihr Aeußeres verwenden. Der Schulſtaub, der den Gelehrten anklebe, und das Mißverhältniß zwiſchen einem mit ihren Ideen angefüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieſer großen Herren mache, daß die Letztern gern über das Aeußere der Gelehrten ſpotten, während der Geiſt, der darin wohnt, ihnen entgehe. Das Beiſpiel der Fürſten ſei maßgebend für die Höfe; auch dieſe affectirten eine Verachtung gegen Männer, welche tauſendmal mehr werth ſeien als ſie. Er ſelbſt aber, der Schreiber, Prinz Friedrich, wolle ſich begnügen, das Beiſpiel ſeiner Standesgenoſſen *nicht* nachzuahmen, vielmehr ihnen unausgeſetzt zu predigen, daß Selbſtüberhebung der Gipfel der Unwiſſenheit ſei, und für ſeinen Theil den großen Männern ſeine Anerkennung zu zollen! Dieſen jugendlichen Vorſatz hielt Friedrich nicht als König, weder als Mann, noch als Greis. In der Histoire de mon temps,

die er zwiſchen dem zweiten und dritten ſchleſiſchen Kriege verfaßte, etwa zehn Jahre nach jenem Briefe, verſuchte er noch für Voltaire eine Rechtfertigung für das ſpäte Erwachen der ſchönen Künſte in Deutſchland. Haupturſachen dieſer Verzögerung ſeien die langen, verheerenden Kriege, der Mangel einer Hauptſtadt als Tonangeberin allgemeiner Geſchmacksbildung, die Rohheit und Pedanterie der deutſchen Hochſchulen, die lange Herrſchaft des Lateiniſchen, bei faſt gänzlicher Theilnahmloſigkeit der höhern Stände an der litterariſchen und wiſſenſchaftlichen Bewegung. Pedantismus, Beſchränktheit und Schwerfälligkeit ſeien demnach natürliche Folgen für deutſches Schriftthum. Auch für die fünfziger Jahre hatte Friedrich noch mannichfach Recht zu ſolchen Behauptungen. Aber 1780 in der Schrift „über die deutſche Litteratur", nachdem Leſſing 17 Jahre zuvor ſeine im preußiſchen Feldlager geſchaffene Minna v. Barnhelm gebracht und mit ſeinem Nathan ſein großes Tagwerk dichterich abgeſchloſſen hatte, in deutſchen Landen noch „eine allgemeingültige Nationalſprache" zu vermiſſen, als ſtecke noch jede Winkellandſchaft in erbärmlicher Mundart, noch 1780 den Deutſchen „einen klaren, gedrungenen, dabei kräftigen und wohllautenden Styl" zu empfehlen, nachdem Leſſing in ſeinem Scharfſinn und graziöſer Anmuth das Höchſte in deutſcher Proſa geleiſtet: dazu gehört in der That ein Gemiſch von Naivität und ſouveränem Dünkel, das ſeinesgleichen ſucht. Die Schroffheit eines eigenſinnigen Charakters grenzt faſt an Hohn, nach vierzig Jahren im eignen Vaterlande

noch daſſelbe zu vermiſſen, was der Jüngling vertrauensvoll ſeinem Volke herbeigewünſcht, aber in der Möglichkeit nicht abgeleugnet. „An guten Schriftſtellern fehlt es uns gänzlich“, ſchrieb der königliche Zeitgenoſſe Leſſings ein Jahr vor deſſen Tode an d'Alembert. „Vielleicht aber werden ſie erſcheinen, wenn ich in den elyſäiſchen Feldern luſtwandle. Ihr werdet über die Mühe ſtaunen, die ich mir gegeben, einer Nation, die bisher nichts verſtand als eſſen, trinken und ſich ſchlagen, einige Begriffe von Geſchmack und attiſchem Salze beizubringen.“ — Preuß nennt die Schrift Friedrichs eine Arznei gegen eine längſt gehobene Krankheit. Graf Hertzberg wollte dem Könige die Anſicht benehmen, Tacitus ſei franzöſiſch mit weit mehr Kürze, Beſtimmtheit und Wohllaut zu überſetzen; er lieferte ihm zwei Capitel der Germania in drei Spalten, lateiniſch, franzöſiſch und deutſch neben einander. Ja, ſagte Friedrich, den lakoniſchen und doch zugleich ſo maleriſchen Styl, der oft in zwei Worten ſoviel ausdrückt, den ſollten unſere Schriftſteller nachzuahmen ſuchen: wenig Worte und viel Sinn! Und darauf hin verfaßte er die Schrift. Hertzberg fand namentlich die allgemeinen Vorwürfe gegen die deutſche Sprache zu hart, und ſchlug vor, einige Ausdrücke zu mildern, aber vergeblich. Nur einige Denker (Leibnitz und Thomaſius) ließ Friedrich gelten, in der ſchönen Litteratur höchſtens Gellert, der einem Phädrus und Aeſop zur Seite zu ſetzen ſei, aber die deutſche Melpomene habe nur wilde Liebhaber, die Einen auf Stelzen, die Andern kriechend im Schlamm; rebelliſch

gegen ihre Geſetze, unbekannt mit der Kunſt, zu rühren und zu intereſſiren, würden ſie ſämmtlich von den Altären der Göttin zurückgeſtoßen. Acht Jahre zuvor aber als die Schrift erſchien, war Leſſings Emilia Galotti von Koch in der Behrenſtraße aufgeführt. Glücklicher, meint der König, ſeien die Deutſchen auf Thaliens Gebiet, wenigſtens hätten ſie Eine ächte originelle Komödie aufzuweiſen, — Ayrenhoffs „Poſtzug" vom Jahre 1769. Aber ein Jahr zuvor, 1768, war Minna v. Barnhelm in Berlin in 22 Tagen 19mal geſpielt! Welche Sandwüſte voll unüberwindlicher Dürre trennte hier einen deutſchen König von dem, was unter Deutſchen ſich langſam, mühſam, aber unaufhaltſam heraufarbeitete, bis es zu einem Baum erwuchs, unter deſſen Zweigen die Vögel des Himmels aus allen Zonen und von allen Völkern Schutz finden und Neſter bauen! Als Friedrich von Knebelsdorf 1744 der italieniſchen Oper den ſchönen Tempel (Apollini et Musis) erbauen ließ, in jedem ſeiner Paläſte für das franzöſiſche Drama Haustheater hatte, auf denen vor einem geladenen Hofcirkel geſpielt wurde, wanderte die deutſche Komödie von Scheune zu Scheune, von Stall zu Stall. Die Schönemann'ſche Truppe mit Eckhof aus Lüneburg erhielt die Erlaubniß, im Saale des Berliner Rathhauſes zu ſpielen, und führte in ſchlechter raſcher Ueberſetzung die Stücke auf, die Tages zuvor die Franzoſen franzöſiſch bei Hofe geſpielt. Der kleine Bürger, der weder im Apolltempel, noch in den königlichen Paläſten Zutritt hatte, ging hin und ſah für ſeine Paar Groſchen die dann erſt mit Leſſing wirklich

deutſch gewordene deutſche Komödie, lange freilich noch verſtohlen und gefährdet, denn die frommen Theologen ſchleuderten den Bann darauf und ſprachen von den Kanzeln, Komödie zu ſpielen ſei gottlos oder — höchſtens dem Hofe und dem Adel zu geſtatten!

Hinter welch einer chineſiſchen Mauer von Vorurtheilen mußte ſich Friedrich, dieſer König der Aufklärung, verſtecken, in welcher Entfremdung von der Nation, in welcher Entdeutſchung ſich gefallen, wenn der gerühmte Scharfblick ſeines Auges ſich als ſtockblind erwies gegen das Deutſchland, das um ihn her aufſtieg! Er hatte Unglück gehabt in perſönlicher Begegnung mit deutſchen Gelehrten. Der prahleriſche Gottſched, ſein eigner Landsmann, eine Caricatur des Preußenthums auf litterariſchem Boden, war danach angethan geweſen, den in franzöſiſcher Feinheit geſchulten Monarchen wider ſich einzunehmen. Die Begegnung mit Gellert in Leipzig war zufriedenſtellender, und Friedrich ſelbſt rühmte von dieſem Dichtergelehrten, er ſei der „räſonnabelſte", den er unter den Deutſchen gefunden; aber dieſe Berührung blieb ohne Wiederholung, ohne alle Folgen. Daß Friedrich ſeinen Cadettenprofeſſor Ramler und deſſen ſtelzenhafte Loboden nicht allzu hoch achtete, ſtand ihm frei, aber auch den rechtſchaffen gutartigen „Grenadier" unter den preußiſchen Tyrtäen, den liebenswürdigen Gleim und deſſen Lieder im Volkston, auch Engel und deſſen anmuthig lehrreiche Erzählungen, Ewald v. Kleiſt, den Sänger des Frühlings, der bei Kunersdorf den Tod in einer ſeiner Schlachten geſtorben,

schien König Friedrich seiner Aufmerksamkeit nicht für werth zu halten. Daß er vom Dichter des Messias, dessen erste Gesänge in die Zeit zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege fielen, nur gering denken konnte, wird aus des Königs religiösen Stimmungen erklärlich. Wielands französischer Grácismus hätte ihm schon eher zusagen können, wenn er in dessen redseliger Breite nicht allzusehr witzige Schlagkraft und pointirte Kürze nach Art seiner Franzosen vermißte. Aber deutsche Anmuth der Grazien im Verein mit den stählernen, hellschimmernden Waffen der Pallas Athene hätte er in Lessing finden und bewundern können! Allein Lessing, noch vor dem siebenjährigen Kriege ihm warm zum Bibliothekar empfohlen und als solcher von ihm verschmäht, hatte seinen Götzen Voltaire gestürzt und war deshalb für ihn im Reiche der Welt gar nicht vorhanden, da er gegen sein französisches eitles, coquettes, frivol ironisches Idol eine Polemik für ein Ding der Unmöglichkeit hielt.

König Friedrichs Schmähschrift „über die deutsche Litteratur" blieb nicht ohne Erwiderungen, denn bei aller Anbetung, die ihm gezollt wurde, als er siegreich aus Anfechtungen hervorgegangen, war doch sein Stern 1780 längst im Sinken und das Unerhörte in der Dreistigkeit der Sottisen rief selbst zahme Seelen in Harnisch. Der höfisch französirte Baron v. Grimm in Paris nahm unter einem Schwall von Schmeicheleien gegen „Marc Aurel Friedrich" ein Land in Schutz, das doch eben einen Friedrich und eine Katharina hervorgebracht! Der Theolog Jerusalem widerlegte die Schrift

des Königs, wie Goethe ſagte, wohlmeinend und beſcheiden, aber arm und kalt. Goethe ſelbſt war vielleicht ſchon zu ſehr eines Fürſten Freund, um eines Königs dreiſtes Pasquill, wie er gewollt und den Entſchluß dazu in den Briefen an Frau von Stein ausſprach, ſtrafend zu widerlegen. Tralles, der Mediciner, dem der König Wohlwollen gezeigt, ermannte ſich zu einer Gegenſchrift, um auf Leſſings Komödien hinzudeuten, wenn er freilich dem Spott des königlichen Herrn den Götz von Berlichingen und den Nathan preisgab. Juſtus Möſers Abhandlung „über die deutſche Sprache und Litteratur" war die einzige werthvolle Widerlegung der ſouveränen Verblendung und Anmaßung. Der König hatte ſich nicht einmal die gröbſten Schnitzer in ſeiner Schrift verbeſſern laſſen. In der Geſchichte ſeines Hauſes „zu Hauſe", zählte er in deutſcher Geſchichte die erſten Heinriche zu den Hohenſtaufen und verſteifte ſich, trotz Graf Hertzbergs Correctur, darauf, in Thomaſius, der nie ein geſchichtliches Buch geſchrieben, den leidlich beſten Hiſtoriker Deutſchlands zu proclamiren. Goethe's Götz nahm Möſer in Schutz, denn es ſei in dem Werk ein Gemälde aus dem Nationalleben unſerer Vorfahren aufgerollt, und es ſei Zeit, auf der heimiſchen Bühne einmal der witzigen franzöſiſchen Bedienten und artigen Kammerjungfern nach Pariſer Schnitt müde zu werden; bei einem Volksſtücke müſſe man den Geſchmack der Hofleute bei Seite ſetzen. Shakeſpeare's „abſcheuliche Stücke", lautete das königliche Pasquill, ſeien „würdig, vor den Wilden von Canada geſpielt zu werden", und der Götz ſei eine

„abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke.“ Recht aber gab Möser dem hohen Kritiker, die Hauptursache des Mangels an Cultur in Deutschland in der Schönthuerei mit dem Fremden zu sehen. Der große deutsche König, der Deutsch wohl nur in Acten und militärischen Meldungen lese, habe sich in jungen Jahren seinen Geschmack bei den damals schon fertigen Franzosen gebildet und seine Schrift sei wahrscheinlich viel früher geschrieben als gedruckt; somit sei es kein Wunder, wenn er gegen die neuere Litteratur der Heimath ungerecht werde und die aus dem Mittelalter unvollkommen hervorgesuchten, ihm gewidmeten Dichtungen der deutschen Hohenstaufenzeit zum Tempel hinausgeschmissen. Zugleich war Justus Möser gerecht genug, im preußischen Friedrich bei alle dem den Deutschen herauszufühlen, nämlich da, wo auch in seinen französisch geschriebenen Werken „Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten“: hier sei Friedrich ihm größer als wo er „mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifere.“ In des Königs Instruction pour mes généraux, sagte Möser, stehe er ihm durch Geist und Anordnung, um verwickelte Fälle auf einfache Regeln zurückzuführen, höher als Cäsar. In Friedrichs vertrauten Briefen, bei schweren Vorfällen geschrieben, fand Möser deutsche Kraft und Dauer, in des Königs Abhandlung „über die Vaterlandsliebe“ den systematischen Geist unserer Volkseigenthümlichkeit. Wo es hingegen auf Verzierungen ankomme, da sehe er in Friedrichs Schriften die Manier des fremden Meisters, und als Deut-

ſchem thue es ihm wehe, ihn hier hinter Voltaire zu ſehen, während er auch in deutſcher Art und Kunſt unſer Aller Meiſter ſein konnte.

So wurde der von Europa unbeſiegte Preußenkönig auf heimiſchem Boden mit bürgerlichen deutſchen Waffen geſchlagen. Und in der That, Friedrich war auch auf andern Gebieten bereits überwunden, überholt und abgethan. In Handel und Wandel hatte ſich ſeine Schöpfung überlebt, ſein ganzer Staat ſich in ſich ſelbſt verknöchert, noch eh' er das große helle Auge ſchloß, das Alles durchforſcht haben wollte, um es nach ſeinem Kopf zu ordnen. Das Colbert'ſche Abſperrungsſyſtem ſollte Preußen chineſiſch abſchließen. Man fand nicht einmal mehr deutſche Hände für den Betrieb der eigenſinnig und pedantiſch erkünſtelten Maſchine, und ſo ſaßen ſchließlich nicht blos an des Königs Tiſche, ſondern auch an Preußens Staatscaſſen Fremde. Die ſeit 1766 meiſt von Franzoſen betriebene „Regie", mit der harten Tabaksverwaltung, mit den frechen „Kaffeeriechern" und Topfguckern, verkümmerte den bürgerlichen Verkehr, beengte die geſammte nationale Wohlfahrt. Friedrichs Syſtem in Beitreibung der Steuern und Gefälle wurde zur unleidlichen Schraube, die Aufklärung ſeines Regiments wie ſeine ganze Perſönlichkeit zur Caricatur ihrer ſelber. Ein Rechenmeiſter im Regieren, wie er war, konnte er ſich am Abend ſeines Lebens triumphirend ſagen: Ich begann mit 1000 Städten und 2 Millionen Menſchen und ende mit 1000 Städten und 600 neuen Dörfern *mehr* und gebiete über 6 Millionen

Menſchen. Aber er war es müde über Sklaven zu herrſchen. Und Preußens Größe ging nicht Hand in Hand mit Deutſchlands Neugeſtalt. Den Schöpfungen Friedrichs fehlte der nationale Segen; ſie waren regierender Art. Selbſt die letzte ſeiner Thaten, der Fürſtenbund, beſtätigte eher den Untergang Deutſchlands als deſſen Wiedergeburt.

II.

Lessing.

II.

Lessing.

Die gute Stadt Braunschweig hat dem großen Reformator deutscher Litteratur und Kunst ein Denkmal gesetzt. Lessing fand auf ihrem Gebiet seinen Tod. Auch in Kamenz, wo seine Wiege stand, wurde die Stätte geweiht und eingesegnet, und Berlin, wo er unter dem „großen König“ eine Stätte seines Wirkens gesucht, aber nicht gefunden, will ihm nachträglich die monumentale Ehre erweisen.

Die Alten in Griechenland und Rom votirten den Männern, auf die sie stolz waren, Bildsäulen, wenn diese Männer noch in frischer Lebenskraft unter ihnen wandelten, schufen und wirkten. Die Deutschen finden sich mit ihnen ab, weil die Manen der großen Todten ihnen sonst Alpdrücken verursachen. Reue um einen großen Geist, den die Nation halb verkümmern ließ, ist schmerzlich und drückend. Wir werden ein Schamgefühl *mehr* los, wenn Lessing'sche Bild-

ſäulen uns umſtehen; wir haben dann wieder einen Heroen der alten Zeit ſteinern oder ehern beigeſetzt, und die künftigen Geſchlechter können um die Standbilder herumſchleichen und mit Fingern darauf weiſen und ſich zuflüſtern: Auch das war einſt ein großer Mann!

Wäre Leſſings Geiſt noch unter uns lebendig, in deutſchen Köpfen und Talenten noch wirkſam: dann könnte die Denkſteinſetzung mehr als eine bloße Abfindung ſein. Das Standbild des Mannes wird zum bloßen Todtendenkmal, zum bloßen Leichenſtein, erwägt man, wie verſunken bis auf ſein Angedenken Leſſings Thun und Wirken unter uns wurde, wie wenig fortzeugende Lebenskraft in der ſchöpferiſchen Thätigkeit von heute ſelbſt unter den Beſten von uns ſein Geiſt noch übt.

Einige deutſche Theater feiern Leſſings Geburtstag, um eingedenk zu ſein, daß *wenn* wir eine nationale dramatiſche Litteratur und Kunſt beſitzen, Leſſing deren Vater und Gründer iſt. Der 22. Januar, der Geburtstag Gotthold Ephraims, ſollte auch in andern Kreiſen Gelegenheit ſein zu einer Mahnung an den Altmeiſter in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft. Den Tag ohne Gedanken an ihn vorüberlaſſen, hieße ſtillſchweigend annehmen, daß der Maler von heute gar nicht mehr nöthig habe, den Laokoon aufzuſchlagen, um ſich über das Weſen ſeiner Kunſt Belehrung zu holen, hieße annehmen, der Schauſpieler dieſes Zeitalters bedürfe nicht mehr des Studiums der Dramaturgie, um ſeine Aufgaben zu begreifen, — hieße annehmen, der dramatiſche Poet von heute

kenne entweder nicht mehr dieſe zwei Grundbücher deutſcher Aeſthetik, oder ſei in ſeinem ſchöpferiſchen Thun längſt hinaus über gewiſſe, allerdings ſehr einfache Meiſterwerke, die aber doch ſelbſt noch die Schlegel-Tieck'ſchen Romantiker, dieſe Antipoden der Leſſing'ſchen Richtung, wenigſtens als Schul- und Normalſtücke gelten ließen und — wie Friedrich Schlegel ſagte, „frierend bewunderten." — Mit dieſen Romantikern drohte der ganze Aufbau einer großangelegten Geiſteswelt in ein Chaos zurück zu verſinken, in unſerer geſammten Kunſtthätigkeit, in allen unſeren Begriffen eine grenzenloſe Verwirrung einzureißen, — ein Chaos, das noch andauert, und eine Verworrenheit, aus der vielleicht nur ein getreues und klares Verſtändniß der Leſſing'ſchen Formen und Geſetze erretten kann. Aus der Mannhaftigkeit der plaſtiſchen Geſtaltungskraft iſt mit den Romantikern eine Auflöſung aller haltbaren Form geworden. Vor ihnen waren in Sprache und Dichtung Architektur und Plaſtik vorwaltend; mit ihnen brachen die muſikaliſchen Regungen, Richtungen und Gelüſte in allen Gebieten des Schaffens herein und ſind bis auf heute die überwuchernden geblieben. Der Muſiker hat allerdings keinen Grund, Leſſings Geburtstag zu feiern. Leſſing wandte ſich ab von der Muſik; er fand freilich in ſeinem Zeitalter nicht viel Stoff dazu vor, um in ſich ſelbſt etwa den Sinn zu muſikaliſcher Hingebung und Empfindung zu pflegen. Sebaſtian Bach brachte juſt im Geburtsjahre Leſſings ſeine große Matthäuspaſſion zur Aufführung, und es iſt nicht zu zweifeln, daß auch zur Zeit

als Leſſing ſtudierte, in Leipzig die proteſtantiſche Kirchenmuſik gepflegt wurde. Aber dieſe Kunſtpflege war beim Mangel an ſonſtiger nationaler Entwickelung ein bloßer Nothbehelf im ſtillen Winkel orthodoxer Frömmigkeit; für Leſſing war unter den Künſten die Muſik nicht vorhanden, hier war in ſeinem Bewußtſein eine Lücke. Sein ſtahlgepanzerter Genius war den weiblichen Functionen in den Muſen abhold. Die denkende und geſtaltende Kraft iſt männlich, die träumeriſch empfindende weiblich. Unter den redenden Künſten zog Leſſing Epos und Drama der Lyrik vor. Die Lyrik iſt vorherrſchend Muſik. Verzichtet ſie auf alle conſtructive Geſtaltenkraft, ſo hört auch noch der Balladenſtyl auf, und mit der Elegie verſchwimmt dann alles in Tönen. Ein Ton iſt aber noch lange kein Gedicht. Unter hundert Lyrikern, ſie mögen ſprachlich auf Schalmeien oder Brummbaß, auf Geigen oder Flöten ſpielen, unter hundert deutſchen Sprachmuſikanten iſt kaum Einer ein wahrhafter Dichter. Gute Leute, aber ſchlechte Muſikanten. Gute Muſikanten, aber ſchlechte Poeten.

Leſſings Natur verräth uns auf dem Gebiet des Muſikaliſchen in der Dichtung eine kalte Stelle, einen Punkt, wo ihm verſagt war, mit dem Moſesſtabe Quellen zu ſchlagen. Er fand aus der epigrammatiſchen Chanſon kaum den Uebergang zum Liede. Seine Natur war hier einer Ergänzung bedürftig, und dieſe Ergänzung hat deutſche Kunſt und Litteratur nun wahrlich ſeit einem Menſchenalter dergeſtalt nachgeholt, daß ſie in dieſen Lücken faſt ganz ſtecken geblie-

ben. Muſik und Lyrik haben unſere Schaffenskraft in allen Gebieten unterſpühlt, unſere ganze Kunſtthätigkeit überwuchert, unſere Gedankengänge verſchüttet, unſer Gefühlsleben krankhaft nervös geſtimmt. Unſere Gefühlspoetaſter halten den Wärmegrad des muſikaliſchen Empfindens für das einzige Maß dichteriſcher Schöpfergabe; die plaſtiſche Geſtaltungskraft, das Talent zur Architektur eines dichteriſchen Baues, zur Conſtruction freiſtehender Gruppen, geht damit verloren. Schon die Romantiker hielten ſich, blos weil ſie größere Muſikanten waren, für größere Poeten als Leſſing. Man wiederholte von allen Leſſing'ſchen Glaubensſätzen nichts lieber als ſein Bekenntniß, womit er ſich das eigentliche Weſen des Poeten, die Freithätigkeit der ſelbſtändigen Erfindungsgabe, abſprach, ein Bekenntniß, das doch weit mehr von der Größe ſeiner freien Selbſterkenntniß, als von der Geringfügigkeit ſeines dichteriſchen Schöpfertalentes Zeugniß giebt. Dies Bekenntniß wiederholten ſich die überſchwänglich Gefühlvollen, die blind lyriſch in ſich aufgelöſt Verzückten, ſo oft im Selbſtgefühl des Taumels, den ſie Poeſie nennen, daß es wahrlich noththut, die Scham ſolcher Selbſtverblendung bis auf ihre gänzliche Nacktheit zu entkleiden. Wie wir überall, wo eine Lücke ſich zeigt und eine Verſagung der Natur ſich offenbart, ſo überklug und aberweiſe geworden ſind, ſo wiſſen wir auch ſehr gut, wo Leſſing in ſeiner großen Natur offen und frei ſich ſelbſt der Ergänzung bedürftig erſchien. Aber dabei ſind wir an dem bankerott geworden, was den poſitiven Gehalt ſeines ungeheuern Wer-

thes macht. Unsere Genies sind mitunter so bettelarm an gesundem Menschenverstande geworden, daß es wahrlich verdienstlich wäre, brächte Einer in der Litteratur den Verstand ein klein wenig wieder zu Ehren. Auch der Verstand in seinem Thun und seiner Kraftäußerung kann bis zur Potenz genialer Höhe steigen, bis zu einer Höhe des Geistes, wo er uns in idealer Vollendung wie ein Bote von Gott erscheint, also alle Wunder der Ueberraschungen bietet, die wir vom Genie in seinen Offenbarungen verlangen. Nicht blos die Empfindung macht den Poeten, sonst wäre, wie gesagt, der Musiker mehr Poet als der Poet selber. Daß zur Gestaltung eines Organismus, zur Ordnung eines Lebensganzen, wie doch ein Kunstwerk ein solches sein will, sehr viel helle Wachsamkeit und Klarheit des Verstandes gehöre, das wollen die Gefühlsseligen nicht eingestehen; mit solchem Eingeständniß müßte sich freilich der Luxus des gedankenlos schwelgerischen Vegetirens bankerott erklären. Daß Epigonen nicht mehr die Prosa Lessings schreiben, ist natürlich; sie haben mit dem Gehalt ihres Zeitalters andere Stoffe überkommen, und eine Gewalt der Leidenschaft hat die Verwickelungen eines breiter, reicher und voller gewordenen Lebens gekreuzt. Es wäre aber gar wohl denkbar, daß ein Zeitalter ganz andere Gedankenstoffe zu seinem Inhalt hätte, und gleichwohl die Lessing'schen Gesetze des Denkens für die richtigsten, seine Formen und seinen Styl für unschätzbare Kleinodien, und auch in den neuen Lebenskämpfen seine helle, scharfe, einfach graziöse Waffenführung für die beste, weil für die siegreichste

halten dürfte. Jene attiſche Proſa, die Leſſing ſchrieb, wußte den Gegner durch den Glanz ihrer leuchtenden Kraft nicht blos niederzuwerfen, indem ſie ihn blendete; ſie wußte den Gegner auch zu gewinnen, indem ſie ihn erleuchtete, frei machte, ja entzückte. Feinde der Wahrheit gewinnen iſt kein ſchlechterer Triumph als ſie in den Sand ſtrecken und vernichten. Freilich hat Leſſing die Kloß und die Göze ſeiner Zeit erbarmungslos niedergeworfen, allein in einer Weiſe, daß das Jahrhundert jubelte. Für einen Mann von Nichtsnutz, den er erlegte, gewann er Tauſende, die ihm folgten. Seine Waffen waren ſehr einfach, aber ſehr blank geſchliffen, ſeine Waffenführung eben ſo einfach, aber ſehr fein und regelrecht. Man glaubte ihm, was er beweiſen wollte, ſchon weil man ihn den Degen der Rede ſo meiſterhaft führen ſah. Darin lag der Zauber, den er übte, ob er ſchon nur den Verſtand zu beſchäftigen ſchien, mit Gründen der Vernunft zu Felde zog und die Schleuſen des Gemüthes nur ſelten und mit großer Scheu in Bewegung ſetzte. Seine Proſa ſchien nur graziös zu ſpielen, während er den ſchwerſten Gedankengehalt auf ſeinen Fingerſpitzen wog. Seine Rede ſchien oft nur herkuliſche Tändeleien aufzuführen, während der geharniſchte Gang ſeiner Gedanken die Irrthümer der Finſterniſſe ſtürzte, die Erbübel der Menſchheit auf Tod und Leben bekämpfte. Ein Athlet ſteht er vor uns da, ein immerwährender Kämpfer. Ein Friedrich auf dem Thron hatte ihn überſehen, ihn miß- oder gar nicht gekannt. Wien hatte auf Augenblicke ein Gelüſt nach ihm gehabt, aber ihn doch, wohl

aus Furcht vor den Klerikern, nicht brauchen können. Den deutſchen Hochſchulen war er ein Gräuel, denn er hatte ihre Götzen geſtürzt und den Staub ihrer Perrücken aufgewühlt. Mitten im Getümmel des kriegeriſch bewegten Lebens hatte er in Breslau das erſte claſſiſche Drama in unſerer Sprache geſchrieben, den Deutſchen damit, der Erſte, gezeigt, wie der Stoff für die Poeſie aus ihrem eignen Fleiſche, das Holz dazu aus dem eignen lebendig wachſenden Wald zu entnehmen, und in Hamburg ſcheiterte der Schöpfer unſeres Drama an dem Verſuch zur Gründung einer deutſchen Bühne mit dem Seufzer: Welche Thorheit, den Deutſchen ein Nationaltheater ſchaffen zu wollen, bevor dieſe Deutſchen eine Nation geworden! In Wolfenbüttel zog er ſich dann in die Einſamkeit einer Bücherwelt zurück, er, dem es ein Bedürfniß war, ſich in freier Bewegung unter Menſchen zu tummeln, er, der Bücher und Menſchen, Wiſſen und Leben, Bewußtſein und Thatkraft für gleich nothwendige Factoren hielt. Er begann auch da von neuem ſein Geſchütz gegen den wolkenſchweren Himmel der Theologie zu richten, um die Luft zu lichten, der verhüllten Sonne zum Durchbruch zu verhelfen. Er gab den Nachlaß des befreundeten Reimarus als einen Fund unter den Wolfenbütteler Bücherſchätzen, er gab ſein dichteriſches Teſtament, das Spiegelbild freier Menſchenreligion im dramatiſchen Lehrgedicht Nathan, mit dem er „ſeine alte Kanzel", das Theater, noch einmal in Gedanken betrat, dem alten Religionshaß Verſöhnung predigend im Licht der Liebe Gottes. Aber die „Stillen im Lande"

verwünschten ihn und die auf den Stühlen der Herrschaft saßen, warfen den Bann auf ihn; Alle bis auf Wenige mieden ihn scheu. Aus einem Chaos hatte er eine Welt heraufbeschworen, Ordnung hatte er in die verworrene Wirthschaft bringen wollen, Leben in das todte Meer der deutschen Geisteswelt. Und wie er alt geworden, sah er schließlich eine lärmende Jugend aufsteigen, die in plötzlicher Tobsucht allen festen Halt beseitigen und selbst da auflösen oder umstürzen wollte, wo er, der große Ordner und Rufer im Streit, das Gesetz des Lebens gefunden. Er erlebte noch den Anbruch der sentimentalen Wertherperiode. Er starb in demselben Jahre, in welchem Schillers Räuber auftauchten und Kants Kritik der sogenannten reinen Vernunft erschien. Es berührte ihn wohl kaum noch, wie der Staat Friedrichs des Großen schließlich in sich verknöcherte; es bekümmerte ihn kaum noch, wie die neuen Genies stürmisch einhertobten, das „reine" Denken aber sich der Werkstatt des Lebens entzog: — die Stellung des sterbenden Fechters war und blieb seine letzte Haltung, einen sterbenden Fechter hat er schließlich sich selbst genannt.

Wir Männer von heute glauben über weit reicheren Lebensgehalt zu commandiren, Zwecke und Ziele zu haben, die weit tiefer in den Schooß der Gesellschaft greifen, ja selbst die Heranbildung der Massen umspannen. An Zwecken sind wir reicher geworden, an Mitteln, diese Ziele zu erreichen, ärmer. Welcher Poet seit den Romantikern hielte sich nicht für wärmer und feuriger, welcher Philosoph seit den Speculationen Schelling's und Hegel's nicht für tiefer als Lessing! Die

Stoffe die wir behandeln bei Seite geſtellt, die feurige Lyrik unſerer Poeten, die ſich wie Raketen verbraucht, und die bodenloſe Tiefe unſerer Philoſophen in Ehren: aber die Wärme, dünkt mich, braucht nicht der Klarheit zu entbehren, das Waſſer, das Ihr mit Eimern und Stangen heraufholt, nicht trüb zu ſein. Leſſing's Tiefen ſind durchſichtig klar bis auf des Brunnens allerunterſten Boden. Seine Probleme über Unſterblichkeit und des großen Gottes geſammte Geheimniſſe ſind faßlich und einfach menſchlich gelöſt. Iſt das Jahrhundert leidenſchaftlicher geworden für Freiheit, Gott und Unſterblichkeit: es braucht um deswillen ſeine Kraft nicht zu verpuffen, ſeinen Inhalt nicht formlos hinzuſchütten! Nur was wirklich fertig und zu Ende gedacht iſt, kann fertig und vollendet Form gewinnen, an's Licht treten, ſiegreich ſein und Wirklichkeit werden. Der Verſtand ordnet nach und nach auch den tiefſten Inhalt der räthſelhaften Geiſterwelt: um wieviel leichter nicht die Dinge des Vaterlandes und der Freiheit, die wir als Leibes Nothdurft täglich brauchen! Aber der Verſtand muß ordnen, was das Gemüth empfunden, ſonſt bleibt, auch was Ihr ſomnambul und in der Verzückung des ſiebenten Himmels erſchautet, unbrauchbar und ungenießlich, Eure Dichtung wie Eure politiſche Schöpfung ohne Halt und Form. Auch wo wir auf's heiligſte überzeugt ſind, da gewinnt die Einfachheit des klaren Wortes mehr als der Sturm der Gährung. Das iſt Leſſing'ſche Weisheit. Wo wir heutzutage wahr geworden ſind, — in der Kritik der Dinge dieſer Welt, — da ſind wir blos grob gewor-

den, und den Abgrund der Lüge überkleiden wir — in der Poesie — gar gern mit dem täuschenden Schimmer süßer, nervös kränklicher Empfindeleien. Die Oscar-Redwitz-Richtung ist weitgreifend über alle Gebiete des Schaffens, Denkens und Fühlens hin ein Symptom des Zeitgeistes gewesen. Nach der politischen Abmüdung, nach fehlgegangenem Hoffen und Streben, dem Dasein im Großen und Ganzen eine Ordnung und Neugestalt zu geben, stürzte sich das gesammte Geschlecht in das schlaffe Behagen empfindungsseliger Gedankenlosigkeit. Da ist dann freilich Musik der vorherrschende Ausdruck der Epoche. Die Musik beginnt, wo die plastische Gestaltungskraft aufhört. Die Musik mit ihrem Hange zur Auflösung, wo es der starken Aufraffung des Geistes bedarf, die Musik mit ihrer Hingebung an's Chaos, wo wir eine Welt gestalten sollen, ist mit ihren romantischen Gelüsten als Auflösungslust aller festen Formen freilich ein Grundelement deutscher Natur. Daß auch das Gegentheil, die protestantische Denkkraft, ein deutsches Erbtheil sei, die Genialität des Geistes auch in der Verstandeskraft ihren Ausdruck habe, der poetisch schaffende Künstler nicht blos musikalischer Empfindungsmensch, sondern Architekt seines Gedankenstoffes sein müsse: daran zu gemahnen thut noth. —

In Gervinus' Geschichte unserer Nationallitteratur ist der Abschnitt über Lessing ein anerkanntes Meisterstück sachlicher Erörterung. Je energischer darin auf Lessing's Wirken und Wesen hingewiesen ist als auf den Angel- und Wendepunkt deutscher Nationalentwickelung, desto mehr regte sich

darnach das Gelüſt, den großen Reformator wieder noch näher ins Auge zu faſſen, den großen „Rufer im Streit“ wieder perſönlich aufzuwecken und ſeine ganze Geſtalt, nicht blos wie bei Gervinus die Geneſis ſeiner Stoffe, vor das Antlitz der Nachgebornen lebendig hinzuſtellen. Lachmann gab höchſt verdienſtlich aus den Urtexten der alten Ausgaben eine neue Sammlung von Leſſings Schriften; Wendelin v. Maltzahn ſetzte dieſe Arbeit fort; Beide ſäuberten den Text und ſtellten, wie bei alten Autoren Griechenlands und Roms, die Lesarten und Varianten darunter. Selbſt was an Lesarten oder an der Rechtſchreibung verfallen iſt, hält dieſe Alexandriniſche Gelehrſamkeit feſt. Um zum Geiſt zu kommen, muß man freilich den Buchſtaben unterſuchen. Und um ſachlich weiter auf Leſſing einzugehen, unternahm Wilhelm Danzel das verdienſtvolle Werk, das uns nicht blos den ganzen Leſſing, nicht blos in ſeinem Lebenslauf, ſeiner Entwickelung und ſeinen Ergebniſſen, ſondern auch die geſammten Studien darüber nebſt dem gelehrten Apparat der Vorunterſuchungen zu Tage gab. Wie er Gottſched für die Liebhaber und Kenner litterariſcher Alterthümer entwickelte, ſo ſchilderte Danzel auch Leſſing wie eine längſt nicht mehr lebendige Größe. Guhrauer brachte das umfangreiche Werk mit Benutzung der Danzel'ſchen Papiere zu Ende. In ſolcher Breite der Behandlung wandert der Stoff in die großen Büchereien und wird dort bibliothekariſch eingeſpeichert. Sollte Leſſings Leben und Wirken von neuem in den Kreiſen des lebendigen Daſeins der Familien, nicht blos der gelehrten Arbeitsſtätten,

Gegenstand der trauten Betrachtung werden, so that es noth, sein Bild in seinen persönlichen Erlebnissen und in Schilderung seiner kämpfenden und ringenden Gestalt vor uns hinzustellen, seine Werke genetisch aus seinem Leben und sein Leben als Vorbereitung seiner Werke uns ansprechend vor die Augen zu rücken. Diese Arbeit lieferte Adolph Stahr, und wenn Goethe's Leben mit Hülfe des Engländers Lewes, Schillers in den Arbeiten von Palleske u. A., wieder neuen Reiz der Untersuchung boten, so hat Stahr sich um den großen Reformer in deutscher Kunst und Wissenschaft das mindestens gleich große Verdienst erworben. Haben nun der Historiker, der Compilator und der Biograph gesprochen, so bliebe über Lessing noch der Spruch des Aesthetikers übrig, d. h. die Untersuchung und Darlegung, wie weit ein Zurückgehen auf Lessing für uns von heute zugleich ein Fortschritt sei, wie weit Lessings Maximen noch heute Axiome geblieben und inwieweit nicht, so daß, in letzterm Falle, ein Stehenbleiben bei seinem Buchstaben kein von ihm selbst gefordertes Fortentwickeln in seinem Geiste sei. Ein Lessing der Aesthetik von heute hätte den Laokoon zu vollenden, denn es sind seitdem namentlich zwischen Poesie und Musik neue Grenzstreitigkeiten, Wirren und Irren ausgebrochen, die an die Verzweiflung des Wahnwitzes streifen. Die Aesthetik hat hier neue Aufgaben, Aufgaben, die sich erst werden lösen lassen, wenn die so leidenschaftlich ausposaunte Zukunftsmusik nur in Etwas noch mehr an ihr Ziel gelangt sein wird, um ein Werk dramati-

ſcher Poeſie zu liefern, dem alle übrigen Künſte hülfreich dienen.

Faſſen wir zunächſt Leſſings Perſon, und zugleich das Thema ſeines Lebens und Wirkens ins Auge, um dann ſeine Grundzüge zu einer deutſchen Aeſthetik zu entwerfen.

Das Vaterhaus des Helden, der Ort, wo ſeine Wiege ſtand, war bürgerlich ſehr eng und karg. Gotthold Ephraim, den 22. Januar 1729 zu Kamenz geboren, als älteſter von zehn Söhnen des dortigen Diakonus und ſpäteren Paſtor primarius der Stadt, gehört einem, auch jetzt noch ſeitenverzweigt im Maler der Düſſeldorfer Schule fortblühenden Geſchlecht an, das ſeine erzgebirgiſch ſächſiſche Abkunft auch damit bezeichnet, daß es ſich ehedem Leßigk ſchrieb. Eine Reihe Pfarrer und Bürgermeiſter kleiner Sachſenſtädte waren die Vorfahren des erſten freien deutſchen Schriftſtellers im großen Styl, eines Schriftſtellers, der ſich den Werth des Dichters nicht zuſprach, weil ſein genialer Inſtinct ihm ſagte, „Volksredner mit der Feder“ zu ſein, ſei etwas werth, das der Hoheit des erhabenen Dichterthums nahekomme, ein Anwalt der Nation ſtehe ihrem Propheten ſo nahe und ergänze ihn ſo wie ungebundene Rede die gebundene, Rhythmus und Proſa zuſammen erſt eine volle Litteratur machen. Des Enkels am würdigſten unter den Vorfahren des Nathandichters war ein Großvater, der zu Leipzig mit einer lateiniſchen Diſſertation: „Von der Toleranz der Religionen“ Magiſter wurde. Seinem Vater hat der neunzehnjährige Leipziger Student Gotthold Ephraim im Schauſpiele: „Der

Freigeiſt" mit der Figur des Geiſtlichen Theophan ein Denkmal geſetzt, das Denkmal eines Theologen, deſſen Chriſtenthum auf reinſter Menſchenliebe, ſittlicher Würde, Freimuth und uneigennütziger Selbſtverleugnung beruht. Eine leiſe Ader des Nathan lief alſo durchs ganze ehrenfeſte, aber zugleich heitergemuthete Geſchlecht. Von der Mutter wird uns ebenſo viel Bravheit, doch mehr in Form gewiſſenhafter Angſt berichtet. Bei ihr war die Furcht ſehr groß, der Sohn werde in Leipzig unter die Schauſpieler gehen, in Berlin dem heidniſchen Gräuel des Voltairianismus verfallen, oder endlich, als er, matt und müde, alle ſeine Reformpläne ſcheitern ſah, nach Italien gehen, um katholiſch zu werden, wie kurz vor ihm Winckelmann. — Eine Schweſter, Juſtine, war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; ſie iſt unverheirathet im Vaterhauſe geblieben und erſt 1803, eine 76jährige Greiſin, geſtorben. Sie hat inſofern auf ihn Einfluß gehabt, als er ſeinerſeits auf ſie gern Einfluß üben wollte und damit ſchon als 14jähriger Knabe ſeinen eifrigen Lehrdrang bekundete. Von der Fürſtenſchule zu Meißen ſchrieb er ihr auf ihr Stillſchweigen hin einen Neujahrsbrief voll kritiſcher Spitzen, die Möglichkeit erläuternd, ob ſie ihm nicht ſchreiben könne oder nicht wolle. Beides ſei gleich ſtrafbar, nur könne er nicht begreifen, wie Beides zuſammen beſtehe; denn ein vernünftiger Menſch ſein, vernünftig reden können und doch nicht wiſſen, wie ein Brief aufzuſetzen ſei, wäre unmöglich. „Schreibe wie Du redeſt, ſo ſchreibſt Du ſchön!" lautet dann die Capitalformel

und das Geſetz, das der vierzehnjährige Leſſing, ein profaner Meſſias in Sachen des Denkens, Redens und Schreibens, lehrte. Als kaum dreizehnjähriger Knabe war Leſſing nach Meißen gekommen, und ein Jahr zuvor, juſt 1740, im Jahr des neuen Regiments mit Friedrich in Preußen, hatte ein junger Schulmann, Rector in Kamenz, ein Programm geſchrieben: „daß die Schaubühne eine Schule der Beredſamkeit ſei.“ Vater Leſſing hatte als Diakonus darob den Kopf geſchüttelt, und das Entſetzen des geſammten Magiſtrats ehrenwerther Stadt Kamenz war in ein Preßſcandalum ausgelaufen. Das war auch Grund geweſen, den Jungen, der frühreif zu werden ſchien, ſchnell fortzuthun nach Meißen, wo ein Lehrer alsbald von ihm ſagte: „Der verlangt Futter für Zwei!“ Der große Begründer des deutſchen Drama's aber hatte als zwölfjähriger Knabe jenes Programm des Kamenzer Freigeiſtes geleſen, und dieſe „Freigeiſterei“ trug für ihn ſchon zu Sanct Afra in Meißen Früchte, trotz der klöſterlichen Zucht der dortigen Anſtalt, die ſich wenig um Sachſen und Deutſchland, aber deſto mehr um Hellas und Rom kümmerte. Die Cenſur eines dortigen Lehrers über den Schüler Leſſing lautete: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant.“ Darin kündigte ſich ſchon früh genug ſein Hang an, Fehler und Schwächen ſcharf und witzig hervorzuheben; aber man wußte auch lange noch Geſchichtchen, die ſeine unerſchrockene Wahrheitsliebe und einen Freimuth bezeichneten, der ſeinesgleichen ſucht. Das Studium der römiſchen Luſtſpieldichter nährte ſeinen Trieb zur Satyre, und „der junge

Gelehrte", ein Luſtſpiel, das er ſpäter umgeſtaltete, ward der erſte Ausdruck ſeiner komiſchen Ader. Bezeichnend genug, ſagt Danzel, daß der erſte Waffengang ſeines Humors dem gelehrten Pedantismus galt, den er an ſich ſelbſt und ſeiner Umgebung verſpottete. Aber auch von außen drangen Töne aus dem Lärm der Welt in die Kloſterſtille der Schule; der ſechszehnjährige Leſſing hörte den Geſchützdonner der nahen Schlacht bei Keſſelsdorf, in welcher (1745) der alte Deſſauer die vereinigten Oeſterreicher und Sachſen ſchlug. Fünfzehn Jahre ſpäter (1760), als Leſſing von Berlin nach Breslau in Tauenziens Feldlager ging, ſtand er freilich der preußiſchen Kriegstrommel noch näher, um in der Minna von Barnhelm den Deutſchen aus ihrem eigenen, nächſten und drängendſten Stoff das erſte Meiſterwerk des nationalen Drama's zu ſchaffen.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Vaterhauſe ward Leſſing 1746 akademiſcher Bürger zu Leipzig, an demſelben Tage, an welchem 20 Jahre ſpäter Wolfgang Goethe als Student ſeine Matrikel erhielt. Beide waren ſiebzehnjährige Jünglinge, als ſie die Hochſchule bezogen, der Zweite freilich ein reicher, nach geſellſchaftlicher Weltbildung ſtrebender Patricierſohn, der Erſte auf ſeine knappen Stipendien und bald auf eigenen Erwerb verwieſen, aber vom Mark der claſſiſchen Welt genährt und gleichwohl voll energiſchen Dranges, ſich das Leben in allen ſeinen Formen und in all ſeinem Inhalt zu erobern. Goethe führte als Student ein etwas üppiges Luxusleben, war auch in ſeinen Studien, nicht blos in Gott

Amors Bereich, dem Behagen der Ungebundenheit preisgegeben. Leſſing vollendete in Leipzig ſeine Erkenntniß des Alterthums, bei Erneſti nach der formalen, bei Chriſt, dem Vorläufer Winckelmanns in der Kunſtarchäologie, nach der ſachlichen Seite. In dieſen Gebieten blieb Leſſing Zeitlebens heimiſch; ein Spiel des Zufalls wollte, daß ſeine letzte, Bruchſtück gebliebene Schrift mit dem Namen ſeines Lehrers Chriſt abbricht. Den Frauen gegenüber, bei denen Goethe von früh in die Schule ging, ſchien Leſſing ein Spartaner, oder ein „gelehrter Thebaner", denn er ſtudierte ſie mehr, als er ſich ihren Reizen hingab. Das „Klein-Paris" von damals, wie Goethe die Stadt Leipzig nannte, diente auch Leſſing dazu, „die ganze Welt im Kleinen zu ſehen," wie Dieſer in einem Bekenntnißbriefe an ſeine Mutter ſchrieb, die über ſeinen Umgang mit Komödianten die frommen Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug. „Ich lernte einſehen, ſchrieb er, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen." Der Student Goethe befand ſich in den Händen einer äſthetiſirenden Frau Hofräthin und ſeiner verliebten Käthchen Schönkopf, die ihn hätſchelten, neckten und erzogen. Der arme Lauſitzer Predigersſohn ſchämte ſich der bäueriſch ungelenken Schüchternheit ſeiner Herkunft; er lernte tanzen, fechten, reiten, voltigiren, um in allen Stoffen ein ſeiner ſelbſt gewiſſer und mächtiger, freier Menſch zu werden und „leben zu lernen", wie er ſchrieb. Und um zu lernen, wie Menſchen ſich als Menſchen gebähren und darſtellen, dazu diente ihm das Theater, das vor

dem siebenjährigen Kriege in der Pleißestadt einen Grad von Blüthe aufwies. Goethe hat Gottsched in einer komischen Scene geschildert. Zwanzig Jahre früher war der Bearbeiter des „sterbenden Cato" noch der Jupiter tonans der ästhetischen Gesetzgebung und des mit Alexandrinern einherrasselnden französirten Kothurns. Und Gottsched war der erste Götze, den Lessing stürzte. Goethe hat keine Götzen gestürzt; er hat alle Gestalten seines Lebens in sein großes weites Herz aufgenommen und sie ruhig, innerlich damit gesättigt, überwunden. Lessing war zu aller Zeit der Hercules, der schon in der Wiege Schlangen zerdrückte, als Mann den Augiasstall in Litteratur und Kunst, in Poesie und Theologie säuberte, nicht müde ward, der Hydra des Aber- und Afterglaubens die Köpfe abzuschlagen. Aehnlich waren sich darin Beide, Lessing und Goethe, daß sie an der lebendigen Bühne „alle die hundert Kleinigkeiten" lernten, die man nur in der Bude Apollo's begreift. Beide gestehen, daß ihnen in der frischen Werdelust ihres ersten Jugendlebens Alles was sie dachten und fühlten zur Komödie ward, für Lessing satyrisch, für Goethe mit ruhig tiefem, weichem Eingehen in Dinge und Gestalten. Das hat sie Beide wunderbar fein geschult, dergestalt, daß sie sich früh gewöhnt, die Stoffe frei und selbstlebend, frisch und plastisch aus sich zu entlassen. So übersichtlich wurden Dichtern selten die Gegenstände ihres Schaffens, so frei darüber standen nicht leicht Andere; sie durchlebten ihren Inhalt, um ihn dialektisch zu gestalten. Wären sie organisch aufeinander gefolgt, es hätte

ſich in Goethe, was Leſſing im Drama als Baſis ſchuf, naturgemäß und im feſten nationalen Styl fortgebaut. So aber brauſte Goethe ſelbſtändig erſt im Werther ſein qualbedrängtes Herz aus, und hatte im Götz dem regelloſen Sturmdrang der Genieſucht faſt zu gleicher Zeit Genüge gethan, wo Leſſing ſeine große regelrechte bürgerliche Tragödie, die Emilia Galotti, dieſe Grund- und Heeresſäule deutſcher Dramatik, ſchuf. Im Jahre 1771 iſt dies Normalſtück dramatiſchen Styles vollendet und veröffentlicht, und zwei Jahre ſpäter brachte Goethe ſeine compoſitionsloſe dramatiſche Chronik, hatte ſie ſchaffen können im wüſten, wilden Eindruck der Sturmgenialität aus Mißverſtand Shakſpeares, nachdem Leſſing 1767 und 1768, alſo fünf Jahre vorher, in der Hamburger Dramaturgie erſt die Tenne von den Franzoſen gefegt, mit Hinweis auf die freien Formen des Briten, aber nicht um fürs Drama der Deutſchen mit der Scylla die Charybdis zu vertauſchen. Ein Unſtern ſondergleichen für deutſche dramatiſche Litteratur, ein Unſtern, der ſich im deutſchen Leben auch ſonſt mit planloſer Zerſplitterung aller Kräfte wiederholt. Auch Schiller huldigte ſpäter in den Räubern dem Sturmdrang in ſich ſelber; er wie Goethe, in Cabale und Liebe und im Clavigo, lenkten dann wieder ein in Leſſings Dramenſtyl, dergeſtalt, daß ſich in dieſem Stück des Meiſters Dialog, in jenem ſeine markige Geſtaltenzeichnung ſelbſt bis auf Reminiscenzen und Nachgeburten in einer Lady Milford nach der Gräfin Orſina verrieth. Später verließen Beide von neuem Leſſings Styl, und mit

ihm die Planetenbahn, um bald classisch die Antike nachzubilden, bald romantisch idealen Tendenzen nachzustreben, die ihre Gestalten dem Mark des lebendigen Lebens und der realen Kernkraft Lessing'scher Structur wieder entfremdeten.

Ein deutscher Unstern war es auch, wie beiden Geistern, die wir hier zur gegenseitigen Ergänzung als zusammengehörig betrachten, Lessing und Goethe, der große Strom der Arbeitskraft verschiedenartig gehemmt und unterbrochen, zergliedert und geschwächt wurde, Diesem, weil sein großes weites Herz, nicht blos seine Lebenslust am Hofe, ihn gefangen nahm mit süßen weichen Banden, Jenem, weil hundert Störungen, die der litterarische Erwerb mit sich brachte, seine Bahn kreuzten. Bei Goethe ward der mächtige Strom von Triebkraft in viele Seiten- und Abzugscanäle abgezweigt, um ein reiches, weites Gefilde zu umfassen; bei Lessing war der große Strom durch Verhaue und Dämme angestaut, um seitwärts für den Tagesbetrieb Mühlen zu speisen. Beide fanden keine große Nation, die ihre Talente trägt, hält und nährt. Der Eine fand einen Fürsten, der sich seinen Freund nannte, aber versank trotz seiner großen Arbeitsamkeit behaglich und gemächlich in jene Einsamkeit und in jene Stille des abgezogenen Lebens, aus der ihn kein Ruf des Vaterlandes mehr aufstörte. Der Andere, weil die Fürsten den stolzen Freimuth seiner Offenheit fürchteten, floh wie ein gequältes Wild, das in Winterszeit seine Nahrungsstätte wechselt, von Ort zu Ort, immer zur rechten Zeit auf dem Platze, wo es zu erraffen, zu erringen, zu erobern und im

dichteſten Feindesgewühl der Freiheit und der Wahrheit eine Gaſſe zu öffnen galt, aber um ſchließlich bei früh erſchöpfter Kraft als „ſterbender Fechter" zu enden.

Von den ſieben Jugenddramen, welche der Leipziger Periode und deren Nachwirkungen angehören, verwarf Leſſing ſelbſt alsbald nach ihrer Entſtehung ſchon die zwei Luſtſpiele „Damon" und „die alte Jungfer"; letztere nennt Stahr eine Plattitüde, welche die Närrinnen verhöhnt, die ſich mit ihrem Gelde verkommenen adeligen Schuldenmachern an den Hals werfen. „Der Schatz" iſt eine Nachahmung des Plautus, jedoch mit dem ſichtbaren Streben, die ſtereotyp gewordenen Charaktere pſychologiſch beſſer und ſchärfer zu motiviren; die ſcharfſinnige Leichtigkeit und Lebendigkeit des Dialogs erreicht hier ſpielend ſchon eine Meiſterſchaft. Auch „der Miſogyn" iſt angeregt von antiken Luſtſpieldichtern, verbunden mit einer epiſodiſchen Entlehnung aus dem Franzöſiſchen. „Die Juden" bezeugen, wie früh Leſſing ſchon ein Anwalt wurde gegen Vorurtheile, unter denen ein Mendelsſohn noch unter einem preußiſchen Friedrich geknechtet wurde. Den „jungen Gelehrten" und den „Freigeiſt" erwähnten wir bereits. Die drei letzten Dramen ſind Studien, die ſchon treffend die Narrheiten der Menſchen in der eigenen Zeit geißeln. Gottſched hatte das Theater mit den ſteifen Formen der franzöſiſchen Renaiſſance vor Rohheit ſichern wollen. Aber bei der Unfähigkeit, dem Drama Inhalt zu geben, waren dieſe Formen zur Tyrannei erwachſen, die den guten Geſchmack und die freie geſunde Schöpferkraft knech-

teten. Frau Neuberin hatte auf Gottscheds Betrieb den Harlekin, den stehenden schmutzigen Spaßmacher der Komödie, öffentlich und feierlich verbrannt. Lessing sagte, nur die bunten Kleiderfetzen der Narrheit sind damit vernichtet, die Narren wandeln um in allerlei ernsthaftem Kostüm, und die Komödie muß fortfahren, das Amt Harlekins zu üben. Später forderte ihn Möser geradezu auf, ein Lobredner Harlekins zu werden. Lessing antwortete in der Dramaturgie, das sei er stets gewesen; auch habe die Neuber nur Kleid und Namen vom Harlekin verbrannt, ihn weiß angezogen statt scheckig, und ihn Hänschen genannt. Nun die Neuber todt, und Gottsched auch, „dächt' ich", schrieb er, „wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an." Daß er ein ausländisches Geschöpf: was thäte das! meinte Lessing. „Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären. Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen. Man muß ihn aber als Gattung betrachten; es ist nicht Harlekin, der in allen Stücken spielt, sondern Harlekine." — In dem Bruchstück zum Trauerspiel „Henzi" wagte sich Lessing, obschon in Alexandrinern, über den gequälten und gestelzten Kothurnschritt hinaus zuerst an einen bürgerlichen Stoff der Gegenwart. 1749 war der Berner Patriot Samuel Henzi von der Aristokratie seines Kantons enthauptet, weil er deren Privilegien bekämpft. Es war der erste kühne Griff des Begründers nationaler Dramenpoesie. Aber erst in Sara Sampson warf er die falschen Fesseln des Kothurns ab, um aus Stoffen des realen

gegenwärtigen Lebens das bürgerliche Drama zu gestalten. Er entnahm die Fabel aus dem Gebiet des englischen Romans, der zuerst mit der Fülle einer lebendigen Wirklichkeit die gekünstelte Affectation aus den poetischen Interessen verdrängte.

Lessing schrieb dies Stück zur Zeit seines ersten Berliner Aufenthaltes in der Stille zu Potsdam, in die er sich zurückgezogen hatte, um von den Mühen des Feuilletonisten an der nachmals Voßischen Zeitung zu verschnaufen. Sein Freund Mylius, ein Leipziger Studiengenoß, der in der Pleißestadt zum Schrecken der eleganten Welt in eingetretenen Schuhen einhergelaufen, hatte dem von Gläubigern Verfolgten diese Stelle und Quelle zur Thätigkeit in der Stadt des Preußenthums eröffnet. Die Ackermann'sche Gesellschaft gab just zur Zeit in Berlin auf dem Rathhause Vorstellungen, jedoch bei der Franzosenneigung, die der große König begünstigte, mit so wenig Glück, daß man dies Stück von Lessing nicht geben mochte. Die erste Aufführung erfolgte am 10. Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin Lessing selbst zur Leitung der Proben ging. Zeitgenossenbriefe melden die ungeheure Wirkung des Stückes. Ramler schrieb an Gleim von den Zuschauern: „Sie saßen vier Stunden wie Statuen und zerflossen in Thränen."

Dies jetzt so ziemlich beseitigte Drama ist außerdem, daß es tonangebend war und eine neue Epoche eröffnete, doppelt dadurch wichtig, daß Mellefont, der Mann im Stücke, das Urbild der Goethe'schen Halbmänner, jener Clavigo und

Weißlingen, wurde, in der Marwood aber, der Vorgängerin der Orſina und Milford, ein antiker Charakter moderniſirt, eine zweite Medea geſchaffen wurde, wie auch Leſſings Odoardo in Emilia Galotti ſpäter noch den Vater der Virginia, der ſein vom Tyrannen entweihtes Kind erſticht, zum Urbild hatte. Mellefont, der junge Roué, liebt die Tochter Sir William Sampſons; nur Teſtamentsklauſeln verzögern ſeine Entſchließung, ihr rechtmäßig die Hand zu geben, noch mehr ſeine blaſirte Eheſcheu und ſein Verhältniß zur ſchönen, von ihm verlaſſenen Wittwe Marwood, die allen Zauber der Coquetterie in Gang ſetzt, ihr altes Opfer wiederzuerobern. Sie reiſt ihm mit der Tochter nach, deren Kindlichkeit ſein Vaterherz aufweckt, ſo wie er ſelbſt gleich ſehr wieder ſeine Schwäche ihr gegenüber fühlt. Die Marwood traut ihrem alten Anrecht und ihren Künſten ſo ſehr, daß ſie die junge glückliche Nebenbuhlerin zum Abtreten des Gatten zu ſtimmen hofft. Wie ihr dies mißlingt, iſt Rache ihr Gedanke; ſie wird eine Medea in neuer Geſtalt. Sie vergiftet Miß Sara, nimmt zum Schutz für ſich ſelbſt Melleſonts Kind mit ſich; dieſer aber erſticht ſich vor der Leiche der Geliebten. — Es war ein demokratiſcher Zug, den dritten Stand im bürgerlichen Drama Intereſſe an ſich ſelbſt finden zu laſſen, wie Goethe's klugem Auge nicht entging; der tiers-état forderte bald genug nicht blos die Aufmerkſamkeit, ſondern auch die politiſchen Rechte, die ihm als Hauptträger des nationalen Geſammtwillens gebührten.

Von Leipzig hatte sich Lessing zunächst nach Wittenberg begeben, theils um seinen Gläubigern zu entgehen, denn der Erwerb in Leipzig reichte nicht aus, die Unterstützungen, die sein edles Herz bedrängten Verwandten zufließen ließ, zu decken, theils um den Eltern die Furcht zu benehmen, sein Umgang mit Komödianten werde ihn ganz dem Bösen verfallen lassen. Die Hochschule zu Wittenberg förderte seine theologischen Studien, während Leipzig seit dem siebenjährigen Kriege verfiel. Lessings Briefe strotzen von Heiterkeit, Kraft und Frohsinn, und doch war sein Leben voll Arbeit und Noth, um das Drückendste von geliebten Menschen, die ihm angehörten, abzuwenden. Er mußte übersetzen und in Berlin Journalartikel schreiben. Nikolai und Mendelssohn, wie Mylius, verschafften ihm Arbeit, denn er für sich selbst war sorglos und lebte am liebsten „wie der Sperling auf dem Dache".

In Wittenberg (zu Ende 1751 bis Ende 1752) hatte er aus dem Studium der Reformationsgeschichte Früchte geerntet. Er vertheidigte mit edler Gerechtigkeitsliebe in seinen „Rettungen" Männer, die dem Werke der Kirchenreinigung erheblich gedient und der Mißkennung und Verachtung unterlagen, Männer wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, deren Ehre Lessing auf dem Boden Martin Luthers wiederherstellte, weil sie dessen Thun gefördert. Zu Lessings Rettungen gehört auch die Schilderung des ungerecht als Ketzer verschrienen Berengar von Tours. Auch die „Rettungen des Horaz" gehören der Wittenberger Periode an. Zur Zeit der Sara

Sampſon aber begann in Berlin ſeine Theorie des Drama's nach Ariſtoteles zu reifen. Er hatte in Leipzig Gottſched geſtürzt; in Berlin galt es Voltaire ſtürzen, mit dem er auch perſönlich in einen widerlichen Handel gerieth, der die ſittliche Ehrenhaftigkeit des Franzoſen zweifelhaft machte, ihm ſelbſt aber den Stachel wider die Herrſchaft des ſchnöden Franzoſenthums in Deutſchland perſönlich ſchärfte.

Seinem dritten Aufenthalt in Berlin (1758—1760) gehören die Litteraturbriefe, die Fabeln, das Trauerſpiel Philotas und die Bruchſtücke zum Fauſt an. Die Litteraturbriefe Leſſings ſind die wichtigſte und die folgenreichſte Erſcheinung der deutſchen Journaliſtik des 18. Jahrhunderts. Nikolai hatte ſein in Leipzig erſcheinendes Journal, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, an Weiße abgegeben. Leſſing faßte mit ihm und Mendelsſohn den Plan zu dieſen Briefen in zwangloſer Form an einen im Felde verwundeten befreundeten Officier, — bei welchem Leſſing an Ewald v. Kleiſt dachte, mit dem er in Leipzig verkehrt hatte, wenige Jahre vor dem Tode des Freundes in der Schlacht bei Kunersdorf. Die Litteraturbriefe ſtürzten die äſthetiſch religiöſe Verſchrobenheit der Klopſtockianer und den geiſtlichen Hochmuth der moraliſchen Wochenſchriften dieſer ausgearteten Partei. Gleichzeitig war Leſſings Wirkſamkeit im Gebiet der Fabel, dieſer kleinen Kunſtform, die ſeiner epigrammatiſchen Schärfe und Kürze ſo ſehr zuſagte, und die er, der Verſchwommenheit der Bodmer'ſchen Schweizerſchule gegenüber, auf die naturwüchſig kräftige Einfachheit Aeſops zu-

rückführte. So gaben ihm überall Natur und Alterthum die einzig richtigen Modelle, nach denen er arbeitete und gearbeitet wissen wollte. Auch das Drama drängte er aus der moralisirenden Richardson'schen Breite auf die Naturkraft und hohe Einfalt der Antike. Für das spartanisch körnige und kriegerische Drama Philotas war ihm sein Freund Kleist mit einer Tragödie Seneca, ja bald auch mit seinem eigenen Heldentode vorangegangen. In dem alten deutschen Faustdrama, das er zuerst 1753 in der Schuch'schen Bretterbude auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin gesehen, fand er die verlorne deutsche Kernkraft, die auf Verwandtschaft mit Shakspeare zurückführte. Er machte zwei Entwürfe zur Neugestalt eines dramatischen Faust; beide aber blieben Fragment. In dem einen hielt er sich ganz an die alte Zauber- und Teufelsfabel; in dem andern, auf Lessings italienischer Reise später verloren gegangen, übersetzte er die Fabel ins Menschliche und gab die Rolle des Verführers der Unschuld einem teuflisch gearteten Bösewicht.

Lessing war zur Zeit seines dritten Berliner Aufenthalts 30 Jahre. Bei all seiner Hast und Unruhe, die äußerlich nach Bewegung, Welt- und Menschenkunde, innerlich nach neuen Feldzügen des Geistes dürstete, suchte er doch nach einem festen Punkte des Wirkens. Der Kriegslärm störte alles Geschäft des Friedens und der Musen; auch in günstigerer Zeit hat ihn König Friedrich auf der Liste zur Bibliothekarstelle gestrichen, schon wegen des frühern bittern Gefechtes mit Voltaire. Reisepläne mißlangen dem Wanderlustigen.

Eine Reise nach Holland ward als Episode rasch beendet und abgebrochen; den Antrag zu einer Professur in Moskau wies er von sich. In Leipzig zur Zeit seines Umgangs mit Kleist hatte er den Obersten Tauenzien kennen gelernt. Dieser hatte 1760 als Gouverneur in Breslau zahlreiche Verwaltungsgeschäfte, erinnerte sich des Kleist'schen Freundes und trug Lessing die Stelle eines Gouvernementsecretärs an. So trat der große Rufer im Streit, der litterarische Held und Kämpe Deutschlands in das preußische Kriegs- und Weltleben zu Breslau, wo er den Deutschen den besten Ertrag ihres Bruderkrieges erwarb, das Drama Minna von Barnhelm. Preußen erwarb aus dem siebenjährigen Kriege Schlesien und blutige Lorbeern, Deutschland die traurigste Zerrissenheit und Verbitterung, aber auch jenes Werk voll ewiger Gültigkeit, das erste, aus eigenem Blut und gegenwärtigem Leben erzeugte dramatische Charakterbild. Man kennt in Breslau noch die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder und das Haus in der Junkerstraße, sowie ein anderes, zum Posthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo Lessing dies „Soldatenstück" schrieb, in welchem sich die Kraft des Preußenthums mit der sächsischen Anmuth vereinte, um norddeutsches Leben glorreich abzuspiegeln. Mitten im stürmisch bewegten Feldlager vor Schweidnitz studierte er Spinoza und die Kirchenväter, um in Philosophie und Christenthum auf die ersten und reinsten Quellen zurückzugehen. Der Breslauer Periode gehört auch sein Laokoon an, das Bruchstück gebliebene Grundbuch deutscher Aesthetik.

Nach Berlin zurückgekehrt, legte er der Welt dieſen ſeinen Laokoon vor, zugleich als Berechtigung zu jener Bibliothekarſtelle, um die er Winckelmann zum Mitbewerber hatte. Dieſer lehnte den Antrag ab, und Leſſing mußte einem franzöſiſchen Charlatan weichen, während zugleich ſein, preußiſchen Kraftgeiſt athmendes Schauſpiel lange Zeit in Berlin verboten blieb, weil über Krieg und Politik nicht dramatiſirt werden ſollte.

Leſſing konnte ſich mit Bitterkeit ſagen, daß er nie Glück gehabt, und doch leuchtete auf ſeiner Stirn der heitere Glanz des ewigen Siegers, ſprudelte ſeine Lippe von attiſchen Scherzen, blieb die gepanzerte Kraft ſeines Geiſtes immer in Waffen. Wie er 1766 wieder „müßig am Markte ſtand und Niemand ihn dingen wollte," traf ihn plötzlich die Aufforderung, an einem deutſchen Nationaltheater, das man in Hamburg gründen wollte, mitzuwirken. Löwen hieß der Schauſpieler, der auf Leſſing fiel, anfänglich um ihn als einen ſchnellfingerigen Goldoni für eine Reihe Stücke jährlich zu werben, dann, als Leſſing dies lachend abwies, ihn als Dramaturgen, als Kritiker zu gewinnen. Den 22. April 1767 ward die Nationalbühne zu Hamburg und Leſſings Dramaturgie eröffnet; am 25. November des nächſten Jahres ſchloß man die Bude zu und Leſſing ſeine Dramaturgie mit dem Ausruf: „O über den gutherzigen Einfall, den Deutſchen eine nationale Bühne zu ſchaffen, da wir Deutſchen noch gar keine Nation ſind!" Und er meinte nicht die politiſche Verfaſſung, ſondern — wie bitter! — *blos* den ſittlichen

Charakter, von dem man faſt ſagen müſſe, dieſer ſei: „keinen eignen haben zu wollen.“

Auch das zweite Grundbuch deutſcher Kunſt und Litteratur, die Dramaturgie, blieb Bruchſtück; die Aeſthetik von heute hat es noch zu ergänzen; die Production der Deutſchen von Leſſing bis heute hat es zu beſeitigen unaufhörlich verſucht. Ein drittes Grundbuch deutſchen Geiſteslebens gab Leſſing auf religiöſem Gebiete in den Wolfenbütteler Fragmenten, aus deren Elementen ſchließlich das Gedicht Nathan der Weiſe erwuchs. Seit 1769 hatte ſich der freie Weltbürger vom Ruhm- und Ehrgeiz des Braunſchweiger Hofes einfangen laſſen. Es begannen für ihn die Leidensjahre ſeiner Wolfenbütteler Einſiedelei, die nur kurz und ohne Segen von einer italieniſchen Hetzreiſe an der Seite eines Prinzen des herzoglichen Hauſes, vergeblich durch eitle und trügeriſche Berufungen nach Wien und Mannheim unterbrochen wurden. Was zu Hamburg in bürgerlichen Händen geſcheitert war, ſollte jetzt mit fürſtlicher Fürſorge neu verſucht werden; Eitelkeit und Ruhmliebe trieben zu Wünſchen nach Nationalunternehmungen, aber Akademie und Theater der Art blieben eitel ein Spiel der Großen, und der Genius, der den Nationalgeiſt dazu wachgerufen, wurde von Höflingen getäuſcht und übel bedient. In ſeiner Heimath und Leipzig, in Berlin und Hamburg war der Welteroberer mit allen ſeinen Schiffen abgebrannt; dennoch blieb er als Menſch und Geiſt nach wie vor noch in Hamburg mit tiefem Anker feſt. Von dort erhielt er die hinterlaſſenen Papiere

des trefflichen Professor Reimarus, der Zeitlebens frei über Christenthum und Bibel gedacht, aber nicht gewagt, seine Gedanken dem Fanatismus der Finsterlinge preiszugeben; mit Elise Reimarus, der Tochter des Edlen, blieb Lessing nach wie vor im besten Freundschaftsverkehr, auch als die Herausgabe der Fragmente alle Welt gegen ihn in Aufruhr brachte. Seiner Hamburger Epoche verdankte er auch den besten Schatz seines persönlichen Lebens, die Gattin, Frau Eva König, die er seit 1776 wenig mehr als ein Jahr die Seinige nennen sollte, um auch als Mensch den Gipfel des Höchsten und Reinsten zu erkämpfen, ohne des Glückes solcher Errungenschaft lange und zu dauerndem Genuß und Segen theilhaftig zu werden.

Die Wolfenbütteler Fragmente gehören recht eigentlich zu jeder vollen Ausgabe von Lessing's Werken. Er gab sie nicht blos heraus, als angeblichen Fund in der Wolfenbütteler Bibliothek; er vertheidigte sie auch gegen den Hamburger Hauptpastor Goeze, und diese seine Fehde ward noch wichtiger als die frühere gegen den Halleschen Klotz in den antiquarischen Briefen. Der „Klotzianismus" beschränkte sich auf die Pedanterien in Sachen des Alterthums; der preußische Kathederheld und Geheimerath war der elegante Geck unter den Pedanten seiner Zeit. Lessing schrieb ihn buchstäblich zu Tode; der entsetzte Gegner starb, zweiunddreißig Jahre alt, plötzlich vor Schreck und Gram, sich von seiner angemaßten Höhe gestürzt zu sehen. Er war in der Reihe der Popanze und Perrücken auf Gottsched gefolgt im

Reiche der Herrschaft über die deutschen Geister, und erlag wie Dieser vollständig vor Lessing's Hieben. Das ärgste Haupt der vielköpfigen Hydra war aber das theologische, und der Haupt-Goeze von Hamburg schürte Kaiser und Reich zu Flammen wider den Gottversucher Lessing, der mit den Fragmenten Himmel und Hölle durcheinanderstürze und Christi Reich auf Erden vernichte. Lessing bewies, daß mit Zweifeln an der Bibel das Christenthum noch nicht bezweifelt werde, denn das Christenthum sei mit Christus, seinen Lehren, seinem Leben und Wirken schon dagewesen, ehe die Evangelien geschrieben; zwischen Christenthum und Christi Lehre aber sei ein himmelweiter Unterschied, denn Menschenwerk habe die reine Quelle getrübt. Dies eine Grundsäule jener Untersuchungen, auf welcher noch heute Friedrich David Strauß in seiner Evangelienkritik zu fußen suchte, während Lessing reinigend in den alten blöden Buchstabenglauben griff, der heidnisch genug war, einen christlichen Wandel nicht höher zu halten als ein mechanisch zugestandenes Bekenntniß, so daß Nathan der Weise die alte Fabel vom ächten Ringe wieder erzählen mußte, der beliebt mache bei Gott und Menschen, den jeder Glaube zu tragen meine, ohne es durch die That zu beweisen, und der vielleicht allen Erben des Vaters verloren gegangen, weil „andächtig schwärmen" um vieles leichter sei als „gut handeln".

Am tiefsten gekränkt von allen Bitterkeiten des deutschen Lebens hat Lessing das Scheitern des Plans, ein nationales Theater zu schaffen. Er wollte sich, als er von Hamburg

ſchied, vor Deutſchland verkriechen, vor aller Welt verſchwinden, ſich in ein italieniſches Kloſter flüchten und heimlich die Schmach ſeiner Niederlage verſchmerzen. In der Einſiedelei des Wolfenbütteler Schloſſes hielt ihn blos der Gedanke feſt, ſeiner Freundin Eva eine ſichere Stätte zu bieten. Sie war eine geborene Mainzerin; ihr Mann, Leſſings Freund, hatte Fabriken in Hamburg und Wien; er ſtarb plötzlich, und aus dem Freundſchaftsgefühl erwuchs die Luſt, als Mann rettend zu helfen, den Waiſen ihr bedrohtes Erbtheil zu ſchützen, und endlich auch der ſüße Eigennutz der Liebe, den Leſſing ſelten oder ſonſt nie im Leben gefühlt. Er war auch zu Eva ſtreng und keuſch in ſeinen Empfindungen; hinter der verdeckten Zärtlichkeit bricht nur ſtellen- und ſtoßweis die verhaltene Sehnſucht nach Liebesglück hindurch. Und doch war ſchon in den erſten Freundſchaftsregungen ſoviel Treue der liebevollſten Zugehörigkeit, wenn auch aus ſeinem: „Meine liebe Madame“ nur langſam „werthgeſchätzte Frau“ und endlich „geliebte Freundin“ wurde. In dieſen 98 Briefen von Eva und 80 von ihm, ſechs Jahre lang geſchrieben, bis er, ein Siebenundvierziger, Eva heimführte, ſpricht keine Verhimmelung und Vergötterung; aber Tüchtigkeit und Edelſinn, der hellſte klarſte Verſtand und die zarteſte Feinheit des Herzens reichen ſich hier zum Bunde die Hand. Es liegt einfache Größe in dieſen Briefen zweier Liebenden. Sie ſind Beide wortkarg in ihren Empfindungen, ſparſam mit den zart und hoch behüteten Schätzen des Herzens. Der Mangel an Lyrik in Leſſings ganzem Weſen war eine offenbare Ver-

ſagung; und doch wird dieſer Mangel bei ihm durch die zarteſte Feinheit ſeiner leiſen Empfindung, durch die tiefſte Regung wunderbar klarer Eingebungen des Herzens erſetzt und vollauf gedeckt.

Leſſing ſchrieb am Sarge ſeiner Eva, er habe es auch einmal ſo gut wie Andere haben wollen, aber es ſei ihm ſchlecht bekommen. Ein bitteres Epigramm konnte er auf alle Denkſteine ſeines Wirkens, Kämpfens und Schaffens ſetzen; er war und blieb bis an ſein Ende der fechtende Athlet für Deutſchlands Wiſſenſchaft, Litteratur und Kunſt.

Zum Weihnachtsfeſte 1777 beſcheerte ihm Frau Eva einen Sohn, aber das Kind ſtarb und riß die Mutter mit fort. Leſſing ſchrieb vor Schmerz fröſtelnd und mit den Zähnen klappernd: „Ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn, denn er hatte ſchon ſoviel Verſtand! Oder war es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ — Leſſing der Menſch war ſeitdem gebrochen; der Schlaf überfiel ihn oft mitten am Tage; er war müde wie ein aus hundert Wunden blutender Krieger. Zu Eliſe Reimarus zog es ihn noch einmal nach Hamburg; dann kehrte er in die Stille zurück. An ſeinem Sterbetage, dem 15. Febr. 1781, raffte er ſich plötzlich vom Lager auf, kleidete ſich an und trat, wie zur Geſellſchaft fertig, den Hut auf dem Kopfe, zu ſeiner Pflegetochter

ins Zimmer. Auf dem edlen Antlitz waren die Hippokratiſchen Züge ſchon lesbar; er hatte ſich geirrt, man hatte ihn nicht gerufen und nicht geladen; aber er lächelte ſeelenvoll und begrüßte heiter wie zum Scherz aufgelegt die Geſellſchaft. Es war als hätte er wie Held Mannsfeld mannhaft gerüſtet ſterben wollen. Und ſo beſtätigte ſich auch äußerlich, wie er ſeine Haltung bis zum letzten Moment bezeichnete. Er ſtarb ſo arm, daß der Braunſchweiger Herzog ihn auf Staatskoſten begraben ließ. Innerlich aber konnte er ſich, nach dem Erfolg ſeiner Arbeiten zu urtheilen, für bankerott erklären. Der mächtigſte Fürſt ſeiner Nation, der König der Aufklärung, der ihm geiſtesverwandte Friedrich, hatte ihn überſehen, ihn abſichtlich nicht gekannt. Noch ein Jahr vor Leſſings Tode, noch 1780 war das königliche Gutachten über deutſche Litteratur erſchienen, das von einem Leſſing nichts wußte. Berlin hätte ihm die Stätte ſeines Wirkens werden müſſen. Wien hatte auf Augenblicke ein Verlangen nach ihm gehabt, aber ihn, wohl aus Furcht vor der Hierarchie, nicht brauchen können. Den deutſchen Hochſchulen war er ein Gräuel geblieben, denn er hatte ihre Götzen, die Götzen der falſchen Gelehrſamkeit, geſtürzt. Mitten in einem deutſchen Kriegslager hatte er mit dem erſten claſſiſchen deutſchen Drama gezeigt, wo der Stoff für nationale Poeſie zu holen ſei, aus dem Holze des eignen, lebendig wachſenden Waldes, und bald darauf ſcheiterte in Hamburg ſein Verſuch, den Deutſchen eine nationale Bühne zu ſchaffen. Mit der Einſamkeit ſeines zurückgezogenen Lebens auf der Wolfenbütteler Bibliothek leiſtete er,

dem es ein Genuß geweſen, lebendig unter Menſchen zu verkehren, ſchmerzlich Verzicht auf ihm liebgewordene Gewohnheiten. Er ſtarb äußerlich und innerlich faſt ganz vereinſamt. Sein ſchmerzlich bitteres Wort über den Ausbruch der Wertherperiode war brieflich ſein letztes.

Wie vor einem antiken Fund aus Pompeji ſtehen wir betroffen ſtill, tritt uns aus des Altmeiſters Werken unverhofft eine Maxime, ein Grundſatz ſeines künſtleriſchen Schaffens entgegen. Wir reiben uns die Augen, beſinnen uns ſchwer und ſtaunen dann über die Machtwirkung dieſer einfachen Wahrheit. In der verworrenen Vielfachheit unſerer Luxusbedürfniſſe und Luxusbegriffe, in der aufgelöſten Stylloſigkeit unſeres Eklekticismus iſt uns das einfach Große, das natürlich Schöne, das logiſch Richtige etwas Neues, etwas Ueberraſchendes geworden. — Wir verlangen nicht daß Leſſing je ſo populär hätte werden ſollen wie Goethe und Schiller. Soll, wie Gervinus ſagt, von Vermächtniſſen die Rede ſein, die der Nation aus der claſſiſchen Zeit überkommen: ſo kann Goethe als Erbſchaft der höhern, der feinen Bildung, Schiller als eine Erbſchaft der deutſchen Jugend gelten, Erbſchaften, die ſich hoffentlich kein weiterlebendes Geſchlecht je wird entreißen laſſen. Aber in den Werkſtätten der künſtleriſchen Thätigkeit ſollte Leſſing ſeinen Altar haben, in den Ateliers unſerer Bildhauer und Maler ſollte ſein Laokoon, in den Studien der mimiſchen Künſtler ſeine Dramaturgie die Bibel, am Eingang aller Kirchen und Schu-

len der Satz seines Nathan: „Um wieviel leichter andächtig schwärmen als gut handeln!“ die eherne Inschrift sein.

Wir finden es anders. Nach einer kurzen nihilistischen Raserei der Junghegelianer gegen die Ueberlieferungen des Christenthums wiegte sich bald Alles wieder in religiöser Denkfaulheit. Vor dem Lessing'schen Nathan machen die specifisch Frommen das Kreuz, das Kreuz Christi; die Erziehung des Menschengeschlechts fassen selbst die denkenden Theologen von heute mit Glacéhandschuhen an, um sie bei Seite zu legen. Selten verräth eines Malers Bild von heute die Kenntniß der Grenzen der Malerei, die Lessing als einfaches Naturgesetz entdeckte. Unsere dramatischen Genies tappen herum nach einem Dramenstyl, den Lessing fand, weil er über die Natur der dramatischen Kunst nachdachte. In gefühlsüberschwangern Wühlereien unorganisch planlos herumdämmernd, sind unsere Lyriker Musikanten auf der Leier geworden, ohne alle Ahnung daß auch dem lyrischen Stoff die ordnende und gestaltende Kraft der Architektur und Plastik zur höchsten Form in der Lyrik, zur Ballade, noththut. Einer „Nation von Denkern“ sind fast in allen Formen des Dichtens und Bildens die Gedanken ihres großen Lehrmeisters, die Elementarbegriffe des künstlerischen Denkens und Schaffens verlorengegangen. Ich weiß nicht, ist es die stählerne Kraft des Lessing'schen Gedankengehalts, ist es die blitzende Macht des gesunden Verstandes unserer kränklichen Gefühlsschwelgerei gegenüber, oder ist es die lächelnde, ihrer selbst so gewisse Grazie seiner Form: — es ist in Summa

die keusche Einfachheit und Naturwahrheit seines hellen Geistes, was den Abstand von ihm und uns zu einer wahren Kluft macht. Diese Kluft auszufüllen und zu schließen, würde ein einzelner Held zu Roß und in Waffen, stürzte er sich in den römischen Opfertod fürs Vaterland, nicht ausreichend sein. Eine ganze Generation voll romantischer Gelüste müßten wir in die Spalte versenken, all die feige, furchtsame Frömmelei in Sachen der Religion, all den wuchernden Luxustrieb und Luxusbedarf unseres gesammten üppigen Schwelgens, und den sybaritischen Hang dieses Zeitalters, die Manneskraft des Denkens in eitel Musik der Empfindung zu ersäufen.

Wir leben jetzt im Zeitalter der Litteraturgeschichtschreiberei. Seitdem Gervinus mit seiner pragmatischen Arbeiterkraft die stofflichen Massen bewältigt und in ihrer Genesis geordnet hat, erscheint zu jeder Ostermesse eine Fluth von Litteraturgeschichten. Daß sie Glück machen und Auflagen erleben, beweist daß auch der wissenschaftliche Dilettantismus in Deutschland grassirt. Mit dem umsichwuchernden Dilettiren in Kunst und Wissenschaft fällt die Scheidewand zwischen Künstlern und Publicum, aber es geht die Fähigkeit des Schaffens zugleich mit der Fähigkeit des Genießens verloren. Wo Alles schaffen will, kann auch niemand mehr genießen. Die Litteraturgeschichtschreibung luxurirt, und der Vater aller deutschen Aesthetik sinkt mit seinen Gesetzen immer tiefer in Vergessenheit! Kein Handbuch freilich versagt ihm die „verfluchte Schuldigkeit" der Hochstellung

Er heißt überall der Gründer der neueren deutſchen Litteratur, der Reformator unſeres Geiſteslebens, der Schöpfer namentlich der deutſchen Proſa; — das wird ihm alles in einer Proſa eingeräumt, die von ſeiner Kraft und Grazie wenig erbte. Hat er wirklich den Grund gelegt zu deutſcher Kunſt und Litteratur, ſo fragt ſich was auf dieſem Fundamente weiter gebaut, ſo fragt ſich ob dieſer Weiterbau den Grundmauern entſpricht, die Schöpfung in ihrer Fortentwicklung ſich vom Geiſte des Schöpfers nicht grenzenlos verirrte. Von Erbſchaft, von Vermächtniß ſpricht man in Dingen des Geiſtes! Leſſing's Geſetze eine Hinterlaſſenſchaft an alle Künſtlernaturen! Freilich laſſen ſeine Geſetze deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit den Romantikern weit hinter ſich. Und es giebt auch Vermächtniſſe, die der Erbe gar nicht antritt! Er tritt ſie nicht an, weil an den Genuß der hinterlaſſenen Güter Bedingungen und Obliegenheiten geknüpft ſind, die zum Genießen derſelben ein ſtarkes Aufgebot ſelbſteigener Kraftentwicklung erfordern. — Leſſing wird auch der Luther in moderner deutſcher Kunſt und Litteratur genannt. Freilich wahr! Auch was Luther der Nation als Erbſchaft hinterließ, muß Jeder, will er's beſitzen, kraft eigner Eroberungsfähigkeit ſich ſelber erſt erwerben. Erbſchaft iſt in geiſtigen Dingen faſt immer nur Erwerbſchaft. Fertige Reſultate hat Leſſing weder gegeben, noch bezweckt. Als todtes Capital hat ſelbſt die höchſte Summe von Axiomen keinen Werth. Freilich war er der Herakles, den Augiasſtall ſeiner Zeit zu fegen und zu ſäubern. Aber

er wollte mehr. Er gedachte den denkenden und den ſchöpferiſchen Naturen in der Nation die Kraft einzuflößen, die Augiasſtälle jedes Zeitalters zu reinigen, die Ungethüme, die dummen Beſtien und die wilden Ungeheuer jeder Epoche zu bezwingen. Und ein Prometheiſcher Lichtbringer war er zugleich, aber nur für Die, welche ſich ſelber am großen heiligen Licht der Sonne eine Fackel oder eine ſtille Lampe anzünden lernen. Ein feſtes Syſtem von Wahrheiten und Aufklärung hat er zu geben abſichtlich verſchmäht. Man kennt ſein großes Wort: Und träte Gott Vater vor mich hin, in der Rechten mir die volle fertige Wahrheit bietend, in der Linken aber den nimmerſatten ewigen Trieb zur Wahrheit, und ließe mir die Wahl: ich würde ihm in die Linke fallen und ſagen: Vater, gieb! die volle ganze fertige Wahrheit iſt ja doch nur für Dich! — Für uns aber iſt der Weg zum Ziele auf der Bahn des Lebens oft ſchon mehr werth als das Ziel ſelber, wird uns dies Ziel ein todter Beſitz. Im Triebe zur Wahrheit liegt eine Bürgſchaft, ſich der Wahrheit theilhaftig und werth zu machen. Die Wanderſchaft zum Ziele macht uns durch die Entwicklung von Kraft, Muth und Dauerbarkeit erſt fähig, überhaupt ein Ziel unſer zu nennen. Mithin thut es eben ſo noth, zu wiſſen wie Leſſing den Weg ſuchte als wie er ſein Ziel erreichte, das Wie er ſuchte ſo wichtig als Was er fand.

Leſſing hat ſeiner Zeit bei ſeinem kühnen Dreinſchlagen ungemein viel Staub aufgeregt. All dieſen Staub ſeiner Streitſachen, der ſich längſt gelegt hat, wieder aufnehmen,

jedes Atom davon mit der Lupe durchforſchen und ſeciren, ſollte in einem Zeitalter, das in Wiſſenſchaft und Kunſt noch ſchöpferiſch lebendig ſein will, weniger unſeres Amtes ſein. Des Schweißes ſeiner Arbeit können wir freilich nicht entrathen. Wer nicht eines großen Kämpfers Kreuz auf ſich nimmt, kann nicht ſein Nachgefolge ſein. Aber die Schweißtropfen auf ſeiner Stirn ſollen wir nicht blos zählen, wir ſollen eingehen auf die Mühen ſeines Lebens. Will man Leſſing's Grundſätze und Lehren verſtehen, ſo muß man ſich in ſeine Kämpfe einlaſſen; wer nicht mitkämpft, hat kein Recht, hat keinen Antheil an ſeinen Siegen. Er war nicht Syſtematiker, er gab keine Summe von Reſultaten, auf die wir ſchwören könnten; ſein Haß gegen bindende Regeln hinderte ihn einen Complex aufzuſtellen, in dem er die Geſetze des Schönen abfaßte, einen Kreis von Axiomen, in den er die Wahrheit bannte. Umdeswillen war aber nicht weniger Syſtem in ſeinem Denken. Nur daß er die Wahrheit nicht conſtruirte, ſondern ſie an den Dingen erlebte und erleben ließ. So ſchrieb er dem Maler und Bildhauer bei der Betrachtung der Gruppe des Laokoon die Grundwahrheiten der Kunſt ſcheinbar gelegentlich nieder, deckte wie zufällig daran die Grenzen der Kunſtgebiete auf. So entwickelte er dem mimiſchen Künſtler Tag für Tag nach der Willkür der Erſcheinungen auf der Hamburger Bühne des Jahres 1768 die Maximen eines natur- und kunſtgemäßen Spieles. So gab er ſeine Anſichten vom Bau des Drama's concret in Werken, an denen er Jahrzehen lang ſtill gemeißelt. In der

Widerlegung der Irrthümer der französischen Tragödie fand er die Formen des wahren Drama's; im Kampfe gegen das Falsche in der Theologie und Aesthetik das Rechte und Wahre. Er trat nicht auf die Kanzel um Humanität zu predigen; er schrieb ein dramatisches Gedicht und machte den Helden desselben zum Träger des wahren Menschenthums. Er vindicirte diese Humanität als Blüthe und Frucht der Entwicklung der Menschheit nicht ausschließlich dem offenbarten Christenthum, denn offenbarte Religion ist nur Erbschaft, nicht Erwerbschaft; er nahm einen Juden, seinen Nathan, der ihm die ächte Religion der Liebe und Duldung als specifisches Menschenthum verkörperte.

Man weiß um des Sokrates gerühmte Hebammenkunst. Sie bestand in der Maxime, die Wahrheit nicht zu octroyiren, sondern sie in jedem Einzelnen als einen Keim zu entwickeln, dessen Gedeihen und Wachsthum dann Proceß der eigenen Entwicklung des Individuums ward, dergestalt daß die Summe höchster heiligster Wahrheiten nur die Frucht und das Ergebniß der Selbsterziehung und Selbstbestimmung des Menschen wird. — Lessing thut mehr in seiner Weise, die Wahrheit zu lehren. Er läßt sie sich an den Dingen und Objecten wie von selbst entwickeln. Wenn es absolute Wahrheit geben soll, so muß sie nicht aus dem Subject und seiner zufälligen Eigenart, sie muß uns aus dem Objecte, aus den Dingen und Gegenständen als etwas natürlich Selbstverständliches, als etwas Unabweisliches hervorgehen.

Mit Einem Worte: dieser große Lehrer — als welchen

Leſſing alle Welt erkennt — war ein großer Lerner. Ihm ablernen, wie er gelernt, iſt die Aufgabe Derer, bei denen es mehr als Phraſe iſt, in ihm den Reformator, den Wiederherſteller, den Schöpfer und Vater deutſcher Litteratur und Kunſt zu wiſſen. Dem entſchieden poetiſchen Genie in die Vorbedingungen ſeiner Vollendung, in die Rüſtkammern ſeines Schaffens, in die Geheimniſſe ſeines Werdens zu folgen, iſt weit ſchwieriger. Aus Goethe's Liebesliedern die Art ſeines Liebens rückwärts deuten, dürfte ſich unlösbare Räthſel aufgeben heißen. Wie er die Wahlverwandtſchaften gedichtet, d. h. welche Studien am leidenden und blutenden Menſchenherzen, welche Wunden und Schmerzen, welche Himmelsluſt und welche Grabesnächte dem großen Gedicht im Leben voraufgegangen: dies zu erkunden und als Motive des Werkes zu erläutern, dürfte weit ſchwieriger ſein, als in Leſſings Arbeiten den Vorſtudien nachzugehen, um ihren Organismus und die Art ihres Entſtehens zu begreifen. Nirgends liegt ein litterariſches Leben zur Durchſichtigkeit ſo klar bis in ſeine innerſten Triebfedern vor uns aufgedeckt. Um ſo mehr ſollte Leſſings Leben und Thun das Studium ſein für jede künſtleriſche Natur. Was Leſſing vor der Mitte der Sechziger des vorigen Jahrhunderts ſchrieb, war nur Vorarbeit zu dieſen großen Grundſäulen für deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft. Hart auf einander folgten ſich 1766 Laokoon, 1767 Minna v. Barnhelm, 1768 die Hamburgiſche Dramaturgie. 1770 ward Leſſing Bibliothekar in Wolfenbüttel, 1772 erſchien ſeine Emilia Galotti. Aber auch in ſeinen Vorar-

beiten iſt Leſſing lehrreich. Einen großen Maler in ſeiner Werkſtatt belauſchen, wie er ſich ſeine Modelle ſtellt, auch wie er ſich ſeine Farben reibt, iſt Gewinn, Genuß und Belehrung. Und hierbei iſt für den Biographen Leſſings zugleich Spielraum und Stoff gegeben, den Menſchen Leſſing aufzufaſſen, die Elemente, aus denen er perſönlich erwuchs, zu erläutern, damit wir wiſſen, welchem Naturell dieſer Geiſt angehörte, welchen Elementen er entſprang. Wilhelm Danzel führt aus langen Kirchenregiſtern den mühſamen Beweis, wie urdeutſch die Familie Leſſing (ehedem Leßigk) von Anfang an und ſeit länger als Menſchengedenken geweſen. Eine überflüſſige Mühe. Nicht blos Kamenz und die Lauſitz war ehedem ſlaviſcher Boden. Slaviſches zieht ſich weit hin in's germaniſche Herz hinein, nicht um das Deutſchthum zu zerſtören, vielmehr um ihm nach dem Prozeß der Amalgamation zu neuer Kraft und neuen Siegen zu verhelfen. Selbſt in Luther's Perſon dürfte ſlaviſches Element nicht zu verleugnen ſein; das Burleske in gewiſſen Zügen ſeines Naturells kann nicht anders denn als Beiſatz zum modernen Deutſchthum, das von ihm datirt, gelten. Auch in Leſſing ſteckt Slaviſches. Er war eines orthodox gelehrten, wenn auch aufgeklärten Paſtors Sohn. Dies das erſte, ihn geiſtig beſtimmende Element, dem er entwuchs. Die Familie, namentlich die Mutter, war ihrer Sitte nach orthodox, der Vater nach Art ſeines bibliſchen Denkens eher Rationaliſt als Myſtiker. In dieſer heimiſchen Sphäre ward der Knabe früh reif nach der Seite ſeines Wiſſens und nach den Bedürfniſſen ſeines Geiſtes. Er

hätte in der Gelehrſamkeit als Wunderkind gelten können, hätte die Ehrbarkeit des Zeitalters eine Schönthuerei dieſer Art geſtattet. Die in ihren Einrichtungen damals faſt mönchiſche Gelehrtenſchule St. Afra in Meißen pflegte in ihm, was das väterliche Haus geſäet. Ein univerſelles Wiſſen auf allen Gebieten der Sprache und der Hiſtorie ward für ihn zu einer Ernte, auf deren Segen er nie ſchmähte, weil er die Factoren dieſer Kenntniſſe zu einem Product der Bildung für ſich machte. Aber er ließ ſich nicht feſſeln von dieſem Element; er ſchlug — ſanguiniſch und dialektiſch — in's Gegentheil über. In Familie und Schule, in Kamenz und Meißen war ſein Leben ein Pflanzenleben geweſen. Die freie ſelbſtwillige Bewegung gab ihm der Leipziger Verkehr. Er verfügte ſpäter ſehr oft nur nach Willkür und Laune über ſeine Stellung und Lage im Leben; in ſeiner Beſtimmung für Leipzig als Univerſitätsſtadt war Schickſalsfügung ohne ſein Zuthun. Leipzig war vor dem ſiebenjährigen Kriege der Tummelplatz der intereſſanteſten Bewegungen im Reiche der Geiſter. Die Univerſität war damals die bedeutſamſte. Die Blüthe der ſlaviſchen Jugend aus Polen, Rußland und Ungarn brachte Luxus und ſtolze Haltung in die Studentenſchaft. Ein junger kecker Uebermuth, der den akademiſchen Jüngling Leſſing beſeelte, war kein leerer Hochmuth, kein frecher Dünkel, ſondern ein geniales Selbſtgefühl, das auf das Bewußtſein fußte, in Sachen der wiſſenſchaftlichen Bildung über einen ſichern Fonds gebieten zu können. Der frommen Mutter, dem orthodoxen Vater ein Anſtoß, wo nicht

ein Gräuel, weil er mit Schauſpielern verkehrte, war er ein Schrecken der gelehrten Philiſter, die er aus dem Staube ihrer Löcher aufjagte. Und während ihn die Bedächtigen frevelhaft leichtſinnig ſchalten, ihm aber doch huldigen mußten, hegten die wirklich Leichtſinnigen, die flotten Burſchen, mit denen er becherte, die leichtgeſchürzten Söhne und Töchter der Muſen aus der Bude der Frau Neuberin eine heilige Scheu vor dieſem Apollojüngling, weil er über Kenntniſſe verfügte, deren Glanz und Fülle ſie blendete, mitunter zu ihrem Staunen ſie gar bereicherte. In dieſer Doppelnatur ſeines Weſens ſteckt das Geheimniß ſeiner Bedeutſamkeit, der Zauber ſeines Wirkens. Den gelehrten Pedanten bewies er, ein Genie, wie z. B. Shakſpeare, brauche hundert Dinge nicht zu wiſſen, die ein Schulknabe wiſſe. Den leichtſinnigen Poeten und Männern legte er dar, wie verarmt, nackt und bloß die Muſen an den Strand des Lebens ausgeſetzt ſeien, wenn ſie ſich nicht um die Schätze der Wiſſenſchaft kümmerten. Er herrſchte nach beiden Seiten hin, er hatte ein Janusgeſicht, eines für die geſammten Schätze der Vergangenheit aller Jahrhunderte, eines für die Zukunft, indem er mit genialem Blick den Bedürfniſſen der Gegenwart eine ſchöpferiſche Perſpective, den Felſen eines trocknen Daſeins um ſich her einen Quell lebendigen Waſſers erſchloß.

Spricht man ihm, wie er ſich ſelbſt, das poetiſche Genie ab, ſo bleibt ihm noch ein ungeheurer Schatz, den die Götter eben ſo ſelten gewähren: der geniale Inſtinct, der, dünkt mich, ein glänzender Erſatz, ungeahnet und zur Genüge faſt, das

Fehlende deckte. Dieſen Inſtinct hatte er im Gefühl der Jugend und im Bewußtſein des beſten Mannesalters auch als Menſch. Es war ein Inſtinct, der ihn in die rechten Städte und zu den rechten Menſchen führte, in Leipzig zu Weiße und Mylius, in Berlin zu Mendelsſohn und der dortigen ſcheermeſſerſcharfen Sippe, in Hamburg zu Ekhof, dem Charaktermaler, der auch das bloße Gerippe einer Geſtalt mit dem warmen, wahren Fleiſch des Lebens bekleidete In Leipzig und Hamburg ſorgte das gütige Schickſal für ruhmſpendende Gegner, für Götzen die es galt zu ſtürzen. Die Götzen Gottſched, Klotz und Göze ſtehen ewig da in der Geſchichte deutſcher Cultur, weil Leſſing ihre Altäre ſtürzte, auf den Trümmern ihrer falſchen Tempel triumphirte. In Wittenberg verſtieg er ſich blos in den Schacht deutſcher Gelehrſamkeit, um in dieſem Bergwerk ſich ſeine ewige Waffenkammer zu erhalten. Nach Breslau aber führte ihn ſein Genius in ein Centrum des kriegeriſch und national preußiſch bewegten Lebens. — Seltene Beglückung eines deutſchen Gelehrten und Poeten bei aller Verſagung, bei aller ſonſtigen Kargheit ſeines Lebens! Und das Glück dieſer Begabung beſtand in dem Gemiſch deutſcher und ſlaviſcher Elemente, in dem Gemiſch von tiefer Gründlichkeit und lebendiger Beweglichkeit. War er kein Poet, ſo war er etwas Anderes, aber faſt nichts Geringeres. Er war, auch äußerlich als Schriftſteller mit ſeinem heimathloſen Umſchweifen und Umtreiben, und in der Unruhe ſeines ewig getriebenen Geiſtes der „Volksredner mit der Feder.“ Bei dieſem ungeheueren ency-

klopädiſchen Wiſſen, bei dieſem allſeits herbeigeholten Apparat der tiefſten und ſchärfſten Kenntniß aller Vergangenheiten in jeder Disciplin, bezog er doch Alles auf die Gegenwart, auf den Stand der lebendigen Intereſſen des Augenblicks. Hier Leben zu erwecken, aus dem Boden, auf welchem er und ſein Zeitalter ſtand, Leben ſprießen zu laſſen: war Zweck und Ziel ſeiner gelehrten Thätigkeit, ſeiner Kritik und ſeiner ſchöpferiſchen Arbeiten. Seine Werke hat man Monologe genannt; ſie waren in der That Reden, die er hielt und die dem Augenblick zu dienen ſchienen, während ſie die Reſultate aller Vergangenheiten, die Perſpective der Zukunft umfaßten. Die Grundzüge zu einer deutſchen Aeſthetik ſind in Leſſing gegeben, aber nur die Grundzüge, nicht der geſammte Codex.

Auf Leſſing zurückgehen heißt allerdings fortſchreiten, — wiederholte mit uns Adolph Stahr. Man braucht aber nicht mit Stahr der Panegyriker Leſſings zu ſein; man würde ſonſt blind ſein müſſen über ſeine Lücken. Eine einzelne Geſtalt mit ihrem Bekenntniß und ihren Mitteln, und wären ſie die höchſten, deckt noch nicht das geſammte nationale Bewußtſein und die geſammte nationale Kraft. Ein nachgeborenes Geſchlecht hat die Lücken Leſſings zu füllen. Verſagt war ihm nicht blos die Erkenntniß und das Element der Muſik. Auch die Lyrik war ihm verſagt; wo er lyriſch iſt, ſpitzt ſich ihm Inhalt und Form epigrammatiſch zu. Verſagt waren ihm die Elemente des geſammten deutſchen Mittelalters, ſo daß die Poeſie unſerer Romantiker hier nachzuholen ihre Aufgabe fand. Verſchloſſen blieb ihm endlich die Erkenntniß

der religiöſen Offenbarung, von der das Zeitalter der Aufklärung nur ſoviel faßte als der Verſtand mit ſeinem Verſtehen des Endlichen begreift, während die Vernunft, und wär' es auch nur in der Form des Symbols, geheimere Wahrheiten vernimmt. Mit der Frage, ob nicht die Menſchheit durch ſich ſelbſt auf ihrem Wege zum Inhalt der Offenbarung gelangt ſein würde, ſtellte Leſſing die Berechtigung der geoffenbarten Wahrheit in Zweifel, während es weit näher liegt, das thatſächlich Gegebene zu begreifen und der Menſchheit das Ziel der Erkenntniß zu erleichtern. — In dieſen vier Elementen, in Muſik, Lyrik, deutſchem Mittelalter und deutſcher Erkenntniß der Offenbarung, hat das nachgeborene Geſchlecht ſeine Miſſion finden müſſen, um den vollen Gehalt deutſcher Volksthümlichkeit zu erſchließen.

III.

Moses Mendelssohn.

Digitized by Google

III.

Moses Mendelssohn.

Jeder Deutsche, der aus dem Schooß der glücklichen Unbedeutendheit auftaucht, hat sich der Nation gegenüber sehr mühsam die Erlaubniß zur Existenz erobern müssen. Mendelssohn mußte schon als Jude sich im deutschen Leben den Fußbreit Landes sehr mühsam erkämpfen. Was Klinger und Forster fortwarfen, galt ihm schon als ein mühewerther Preis. Eine Scholle deutscher Erde, die den Staub zu Staub gesellt, ein ehrlich Kirchhofsplätzchen galt dem stillen Manne schon als ein hübsches Ziel des Strebens; die Forderung, sich als Bürger dieser Welt, als Mensch unter Menschen frei fühlen zu dürfen, dämmerte damals in einer armen Seele nur schüchtern auf. Mendelssohn blieb, auch als man in ganz Deutschland seinen Namen mit Achtung nannte, während Menschen von Hoch und Niedrig ihn aufsuchten, Bekenner aller christlichen Kirchen, selbst Katholiken

brieflich ihm beichteten und seinen Rath in Gewissenszweifeln einholten, noch immer bürgerlich und staatsrechtlich der nur geduldete Schutzjude, der im Zeitalter der großen Aufklärung in Berlin, dem sublimen Sitze der modernen Weisheit, bittweise von Jahr zu Jahr die gnädige Erlaubniß um fernere Duldung nachsuchte. Er war ein Fremder in Preußen und bedurfte auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Berlin (1742 bis 1762) noch immer des Zeugnisses, im Dienste eines ansässigen Juden zu stehen, sollte der Büttel ihn nicht jeden Augenblick austreiben dürfen. — Ich erinnere mich freilich, daß ein jüdischer Freund in Wien noch heutzutage einen alten Onkel als seinen Hausknecht einschreiben ließ, um ihm eine Erlaubniß zur Existenz zu erwirken, weil die geduldete Zahl der Familiengenossen in seinem Hause schon ausgefüllt war. Die deutsche Culturgeschichte ist recht reich an kleinen Brutalitäten.

Marquis d'Argens hörte ganz zufällig von dieser an Mendelssohn verübten deutschen Barbarei. Er schätzte in ihm den Denker, bewunderte in ihm das feine Talent der dialektischen Beweisführung, liebte in ihm den bescheidenen, eben so witzigen als graziösen Gesellschaftsmenschen; wie heutzutage, staunte auch damals der Franzose über die kleine deutsche Tücke, die wir uns gegenseitig unter uns erlauben. Mais, notre cher Moise! rief d'Argens am Hofe zu Potsdam, macht er nicht wenigstens eine Ausnahme in diesen barbarischen Zuständen? Er wollte es nicht glauben, daß ein so weiser und gelehrter Mann täglich der Gefahr blosgestellt sei, sich

auf ganz niedrige Weise behandelt zu sehen; er fragte Mendelssohn selbst. „Sokrates — erwiderte Moses — hat seinen Freunden bewiesen, der Weise müsse sogar sterben, wenn es die Gesetze des Staates so forderten. Ich muß also die Gesetze des Landes, in dem ich lebe, noch für gar milde halten, da sie mich blos austreiben, falls mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will." Der Franzose war betroffen; ich weiß nicht, spottete er insgeheim über die deutsche Brutalität, die doch damals nach den Früchten der französischen Cultur sehr lüstern war, oder schämte er sich seiner eigenen Mission, Aufklärung und Bildung am Hofe des großen Königs anzupflanzen. Der Marquis drang in Moses, eine Bittschrift aufzusetzen, die er selbst überreichen wolle. „Es thut mir weh", sagte Mendelssohn, „daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute meines Glaubens nur in gewisser Anzahl aufzunehmen: welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?"

Indeß war die Vorstellung seiner Freunde, diesen Schritt um seiner Familie willen zu thun, siegreich, und so verfaßte Mendelssohn eine Bittschrift, die aus den Acten gezogen also lautet: „Ich habe von meiner Kindheit beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt und wünsche mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber im Auslande

geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht beſitze, ſo erkühne ich mich allerunterthänigſt zu bitten, Ew. Majeſtät wollen allergnädigſt geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigſten Schutz, nebſt den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu laſſen, in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wiſſenſchaften erſetze, die ſich Ew. Majeſtät Protection zu erfreuen haben."

Es war gleich nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, als das Gefühl des Friedens wieder in allen Gemüthern beglückend ſeinen Einzug hielt, in demſelben Jahre, in welchem die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin Mendelsſohn's Abhandlung „über die Evidenz in den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften" als Preisſchrift zu krönen ſich gedrungen ſah; der beſcheidene Jude konnte alſo wohl leiſe andeuten, daß ſeine Bemühungen in den Wiſſenſchaften den Abgang an ſonſtigem Werth erſetzen dürften. Marquis d'Argens überreichte das Geſuch perſönlich dem König; aber die Antwort blieb aus. „Der ſonſt ſo ſanfte Moſes, erzählt Nicolai, wurde ziemlich empfindlich darüber und machte uns, die wir ihn zu dem Schritte verleitet, einigermaßen Vorwürfe." Erſt mehrere Monate nachher erfuhr d'Argens durch Zufall, daß Mendelsſohns Bittſchrift erfolglos geblieben. Er beſtürmte noch an demſelben Tage den König mit Vorwürfen. Es mußte ein Mißverſtändniß bei der Sache obgewaltet haben; König Friedrich hatte ſein Verſprechen, wie er ſagte, gehalten, der Jude müſſe längſt das Privilegium haben. Die Bittſchrift

war durch einen ungewöhnlichen Zufall verlorengegangen. Aber der Franzoſe hatte Ehre genug, die Sache für die ſeinige anzuſehen; auf ſein wiederholtes Verlangen ſetzte Moſes das Geſuch um Duldung noch einmal auf, und d'Argens fügte nebſt ſeinem eigenen Namen die Bemerkung hinzu: „Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilége à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.“

Mit einem Bonmot war etwas auszurichten bei König Friedrich. In jenem Zeitalter der Aufklärung dünkte ſich der Philoſoph der Voltaire'ſchen Schule über alle Religion hinaus zu ſein, der Freigeiſt mit allem religiöſen Inhalt ſpielen zu können; die confeſſionellen Unterſchiede durften, ſollte man meinen, damals wenig in Betracht kommen, nicht weil die Menſchenliebe mehr als die Glaubensformen, ſondern weil der Glaube überhaupt wenig oder nichts galt. Man dünkte ſich aufgeklärter, als man war; die Bildung war nur ein erborgter Schimmer, eine Treibhauspflanze aus fremder Zone, die im eignen Boden nicht Stich hielt. Es ward dem königlichen Weiſen von Sansſouci bei aller ſeiner Philoſophie doch nicht leicht, den Juden Mendelsſohn in ſeine Staaten als Unterthan aufzunehmen. Moſes erhielt endlich das Privilegium auf Betrieb des Franzoſen; der König erließ ihm ſogar die tauſend Thaler, welche die Chargenkaſſe verordnungsmäßig von ihm verlangte; aber er erhielt die Erlaubniß zur rechtsgültigen Exiſtenz nur für ſeine Perſon. Nach einiger

Zeit supplicirte Mendelsſohn von neuem zum Beſten ſeiner Kinder. Dies Geſuch ſchlug König Friedrich ein- für allemal ab. Es war dies ſieben Jahre vor ſeinem und Mendelsſohns Tode, denn beide Männer ſtarben zufällig in demſelben Jahre.

Weit früher, vielleicht mit dem Erſcheinen der erſten Auflage des „Phädon", 1767, war die Epoche eröffnet, wo Moſes in deutſchen Landen für berühmt galt. Seine Bücher wurden wiederholt aufgelegt; ſein Ruhm erſcholl im engen Vereine mit Leſſings Richtungen überall laut und unzweideutig. Seine Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele wurden in dem Zeitalter der Sucht nach einem Jenſeits, während das Dieſſeits unſicher wurde, allgemein bewundert. Mendelsſohn ſtand eine kurze Zeit lang im Wendepunkt der feinſten und ſublimſten Fragen des Jahrhunderts; er ſchrieb mit Leſſing anerkannt das beſte Deutſch; man drängte ſich zu ihm und war entzückt, einen gefälligen, liebenswürdigen Menſchen zu finden, wo man einen verſchloſſenen Rabbiner erwartete. Es war die Epoche, wo der Erbprinz von Braunſchweig, der Hort der Freimaurer, mit ihm in Briefwechſel trat, Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, der Beſchützer Thomas Abbt's, nach ſeiner Rückkehr aus Portugal ſich mit dem weiſen Juden in kritiſches Detail einließ, Menſchen aus den entlegenſten Winkeln Deutſchlands, wie ein Freiherr von Planer auf der Inſel Rügen, mit dem ganzen Wiſſensdurſt deutſcher Natur ſich in die Geheimniſſe des Phädon einlebten und dies intereſſante Gewebe der Mendelsſohn'ſchen

Erläuterungen immer wieder auflöſten, um es von neuem von ihm ſelber geflochten zu ſehen. Dieſer Phädon hatte in dritter Auflage alle denkenden Kreiſe beſchäftigt, Moſes wurde Mode, denn es war noch neu in Deutſchland, an den eſoteriſchen Unterſuchungen der Abſtraction in deutſcher Sprache einen feinen Reiz zu empfinden. Da beſchloß, es war im Jahr 1771, die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, den Verfaſſer des Buches, der den Sokrates zu einem deutſchen Denker gemacht, als ordentliches Mitglied aufzunehmen. Der Vorſchlag lag dem Könige zur Genehmigung vor; man möchte argwöhnen, daß das Schreiben der Akademie ebenfalls verlorenging. Preuß erzählt jedoch, der König habe den Namen Mendelsſohn, ohne einen Grund anzugeben, aus der Liſte der Candidaten geſtrichen. „Aus Religionshaß geſchah es ſicherlich nicht!“ ſagte Moſes in einem Briefe an einen Freund in Wien, den er über ähnliche Verkümmerung der Menſchenrechte in der ſogenannten Republik der Geiſter zu tröſten ſuchte.

Religionshaß und jene Aufklärung, die Friedrich mit jedem ſeiner Federzüge als Autor in franzöſiſcher Sprache proclamirte, ſind nicht gut vereinbar. Oder man wird irre an der Aufklärung jener Zeit, die ſich an den herzloſen Spöttereien Voltaire's weidete, ſich im Umgange mit der boshaften Unverſchämtheit eines la Mettrie gefiel und der heimiſchen Wiſſenſchaft in religiöſen Dingen die ehrliche Unterſuchung verbot, ſelbſt den heitern Spielen der deutſchen Muſe ihre Exiſtenz erſchwerte. Wer geneigt wäre, in „großen“

Charakteren den kleinen Triebfedern aufzulauern, könnte der Vermuthung Raum geben, es ſei vielleicht eine Art Eiferſucht mit im Spiele geweſen, welche die königliche Hand zum Cenſurſtrich in der Liſte der Akademiker verleitete. Der jüdiſche Sokrates von Berlin ſchrieb allerdings ein noch weit beſſeres Deutſch, als jenes Franzöſiſch war, das der Philoſoph von Sansſouci zu Stande brachte. Allein es fehlt am geſchichtlichen Nachweis, um ſo menſchlich zu motiviren, und ſo bleibt uns denn zur Erklärung der königlichen Abneigung nur die Annahme jenes dunkeln, dumpfen Widerwillens der Gemüther, der im Hintergrunde des Zeitalters der Aufklärung niſtete und der, unklar in ſich ſelber, auch im Schooße der Bildung das unbewußte Hinderniß iſt, daß ſich der Menſch zum Menſchen findet, um in ſich und im Andern den Keim des Göttlichen zu pflegen. König Friedrich blieb bei ſeinem Satze: „Ich will keine Pfaffen und Juden in meiner Akademie!“

Moſes erblickte in dem kleinen Deſſau das Licht der Welt. Die freundliche Herzogsſtadt hatte keine eigentliche Judengaſſe, in der die milde Chriſtenheit phyſiſchen Schmutz und moraliſchen Ekel zuſammenzupferchen pflegte, um mit Fingern darauf hinweiſen zu können, wie entartet und aller Bildung abhold die Secte des alten Bibelthums geblieben. Die deutſche Chriſtenheit von damals war in ihren Maximen und Anſichten ſehr zwieſpältig; jedes Ländchen, jede Stadt beinahe hatte ihren beſonderen Leibzoll oder Judenzwang. Allgemein aber war, ſo weit die deutſche Zunge reichte, die Beſchränkung der jüdiſchen Erwerbszweige auf den Wucher

und den Kleinhandel mit Schnittwaaren und alten Kleidern. Die Judenkinder lernten Hebräiſch, um das alte Teſtament, die einzige Beglaubigung ihres Zuſammenhangs mit Gott und guten Geiſtern, verſtehen zu können. Waren ſie in der Sprache fertig, ſo gingen ſie zum Talmud und deſſen Commentarien über und verloren ſich im Labyrinth dieſer endloſen düſtern Spitzfindigkeiten. Man nahm damals zu Rabbinern und Lehrern im Talmud meiſt polniſche Juden; man hielt dieſe für ſchriftgelehrter, für zäher, feſter, der weichlichen Hingebung, die der halben Bildung eigen iſt, weniger zugänglich. Dieſe polniſchen Lehrer machten durch ihre geiſtige Verfaſſung und Geſinnung, durch Sitte und Gewohnheit, durch ihre Kleidung und ihre ganze körperliche Erſcheinung die Kluft zwiſchen dem, was Deutſch und Jüdiſch hieß, immer weiter. Der deutſche Jude hatte keine Ahnung, daß er den Wohlthaten eines neuen Zeitalters entgegenging. Er wußte nur, daß er mit einem Fluche beladen war, den die Chriſtenheit ſehr ſorgſam wie einen umgekehrten Heiligenſchein um ſein Haupt pflegte, um in dem Fall einer beſonderen Anwandlung für beſondere Raſerei einen Gegenſtand bereit zu haben. Der Jude in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts glich noch ganz dem deutſchen Juden des ſechszehnten; kaum bot das Gemiſch von Deutſch und Jüdiſch in der Sprache einige Unterſchiede je nach der Farbe der Zeiten. Früherer Fanatismus hatte zu blutigen Verfolgungen geführt; dieſe hatten aufgehört; aber man wußte nicht, ob ſie wiederkehrten, ob man nicht fette Opfer für eine Zukunft aufſparte. Führte

doch die Christenheit in ihrem eigenen Schooße noch immer dann und wann einen seltsam ungeheuerlichen Hexenproceß! Der Geist des Christenthums war matter geworden, aber nicht milder, und die Religion der Liebe trug noch immer auf ihren Trophäen, in ihrem Wappen Menschenblut. Die Welt der Bildung war delicater, vornehmer geworden, aber nicht humaner. War der Jude früher wüthend gehaßt, so ward er jetzt als lächerlich verspottet; früher ein Gespenst des Aberglaubens, war er jetzt zum Gegenstand des persönlichen verächtlichen Ekels geworden. So schuf sich die Christenheit am Judenthum immer, je nach dem Zeitalter, wie sie es brauchte, ihr Gegenstück, die zusammengeballte Schreckgestalt ihres eigenen Schattens, ihrer eigenen Thorheiten und blöden Gelüste. Was schmachvoll oder seltsam geartet am Judenthum erscheint, ist das Ergebniß jahrhundertlanger Grausamkeit, Willkür und Befangenheit. Ich weiß nicht, was mitten in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung eine empfindlichere Trennung zwischen dem Juden und Deutschen hervorgerufen: der Haß, der sich auf Augenblicke sättigt, oder die Verächtlichkeit, die nie müde wird. Der deutsche Jude des achtzehnten Jahrhunderts war als Mitglied einer verfluchten Secte in seinen nationalen Formen noch ebenso starr und steif in sich verknöchert; aber sobald die physische Gewalt der Verfolgung nachgelassen, wagte er sich langsam, klug und schüchtern aus den Schlupfwinkeln seiner Verbannung hervor in's Leben, das ihm voll verbotener Früchte hing. Mit einer Art von Heißhunger fiel er darüber her,

wo ihm auch nur eine Schaale zu rechtlichem Beſitz zugeworfen wurde. Wo er einen Fetzen Raum gewonnen, da ſetzte er ſich mit einer unerbittlichen Zähigkeit feſt; wo ihm das Gefühl irgend einer Sicherheit aufſtieg, verwandelte ſich die ehemalige Schüchternheit in jenen halsſtarrigen Trotz, der die ganze langverhaltene Kraft eines folgerechten Egoismus entwickelt.

So war die Maſſe, Dem gegenüber, der zu ſeiner Zeit unter Seinesgleichen als Ausnahme galt, aber in ſeiner Nation ſelbſt einen ſegensvollen allgemeinen Wendepunkt hervorrief. Moſes Mendelsſohn muß als Derjenige angeſehen werden, der das Judenthum aus ſeinen eigenen inneren Quellen herauf emancipirte, es von der ſtarren, in ſich ſelbſt zuſammengeknäuelten Mißform erlöſte, es geiſtig befähigte, ſich an der Geſtaltung der Welt lebendig und mit Hingebung zu betheiligen. Dieſe Selbſterlöſung hat das Judenthum in ihm erlebt.

Der Vater des Moſes, Lehrer an der Anfangsſchule zu Deſſau, trug den ſchwächlichen, wenig über drei Jahre alten Knaben täglich in die Schule, im Winter noch vor Anbruch des Tages, in einen zerlumpten Mantel gehüllt. Der Knabe ſchien geiſtig ſchneller wachſen zu wollen als phyſiſch; der Vater überzeitigte die innere Reife; Moſes machte, zehn Jahre alt, ſchon hebräiſche Gedichte. Er hat dieſe Zeugniſſe ſeiner Gelehrſamkeit, weil ſie nicht die geringſte dichteriſche Ader verriethen, ſpäter vernichtet. Aber er wurde die Bewunderung ſeines Lehrers, des Rabbi Fränkel. Seine Frühreife zog ihm ſchon in der Kindheit eine ſchwere Nervenkrankheit

zu, in deren Folge ſich ſein Rückgrat krümmte. Auch blieb die Schwäche der Nerven zurück, und mit dem höheren Alter nahm die Mißgeſtalt wieder zu, während ſie ſich in der Zeit ſeiner Blüthe ausgleichen zu wollen ſchien. — Der innere Menſch in ihm war geweckt, da wurde Fränkel als Oberrabbiner nach Berlin berufen. Geldgier iſt im gemeinen Juden die Spannkraft ſeiner Seele. Wißbegierde war die gleich ſtarke Regung in Moſes. Mit dem Worte Gewinnſucht bezeichnen wir das Gemeinſte und Edelſte im Menſchen. Moſes wollte im Reiche des Geiſtes Schätze gewinnen, und das Jahrhundert ſchien mit der allgemeinen Verbreitung franzöſiſcher Sprache und Bildung dafür gemacht, ſich ohne alle nationale Anregung oder Bedingung den geiſtigen Intereſſen der Welt zuwenden zu können. Moſes hatte in Deſſau noch kein deutſches Buch geleſen; deutſche Lectüre galt im orthodoxen Judenthum von damals als Felonie, als Hinneigung zum Nazarenerthum, als Nationalfrevel. Moſes ſprach mit liſpelnder Zunge das Deutſchjüdiſch ſeines Stammes; er hatte nur ſein Hebräiſch gelernt. So mangelhaft geiſtig ausgerüſtet, faßte er den Entſchluß, ſeinem Lehrer nach Berlin zu folgen, vierzehn Jahre alt, ein häßlicher kleiner Judenknabe, ohne Geld, ohne Bekanntſchaft, ſcheu, blöde, ohne Muth, voll Furcht vor der Grauſamkeit und Gewaltluſt der großen Welt, aber doch insgeheim von der brennenden Sehnſucht nach geiſtiger Bereicherung gequält und getrieben.

Die ſeinem Stamme und mehr noch ſeiner Natur angeborene Schüchternheit hat er auch im reifen Vollgefühl ſeiner

fertigen Bildung nicht verloren; es hat ihn noch in der Zeit, wo er gesucht war und für berühmt galt, immer erschreckt, wenn man ihm Achtung bezeigte. Die Zähigkeit des Geistes, der Welt ihre Geheimnisse, den Wissenschaften ihre Quellen, der ganzen Menschheit ihre oft verdeckten besseren Triebfedern abzulauschen: diese unermüdliche Dehnbarkeit der Seele hat er in seinem Alter noch weniger verloren, obschon das Gefühl seiner beengten Stellung als Jude seine wissenschaftlichen Feldzüge wo nicht kreuzte, doch schwächte. Er ist kein Eroberer im Felde der Wissenschaften geworden, kein Entdecker neuer Welten, neuer Richtungen; er hat sich vielmehr sehr mühsam und allmählich im vorhandenen guten Kern der Menschheit mit seinen Gedanken eingenistet, um der Welt zurufen zu können, sie solle auf das bisher Errungene sich besinnen, um mit dem schon gewonnenen Besitz sich ein leidliches Dasein zu gestalten. Er hat sich sehr kümmerlich behelfen müssen, nicht blos mit dem Stück Brot in der Jugend, auch mit der Nahrung, die ihm das Zeitalter für seinen Wissenshunger bot. Es bleibt, sieht man ihn später im Genuß seiner Errungenschaften, bewundernswürdig, wie er aus den einzeln zusammengestoppelten Besitzthümern leiblich und geistig ein harmonisch gefügtes, menschlich schönes Ganze hervorrufen konnte.

Moses begann in Berlin sehr kümmerlich seinen Unterhalt zu finden; er lebte vom Abschreiben und von seinem Hebräisch. Eine schlechte Dachkammer barg die dürftige Hülle des kleinen Menschen; sein Erwerb war so spärlich, daß er

auf dem Brote, das täglich seine Mahlzeit abgab, strichweise die Tage der Woche bezeichnete, um zu wissen, wie weit er damit reichte, und seinem Hunger im voraus Grenzen zu stecken. Als er nach Berlin kam, zwei Jahre nach der Thronbesteigung Friedrich's, verstand er weder Latein noch Griechisch. Er suchte sich diese Grundbedingungen einer classischen Bildung zu verschaffen, ob es schon immer fühlbar an ihm blieb, daß er hier nur tropfenweis nachgeholt, wo Andere sich im vollen Strom erster Jugendaufregung gebadet. Er selbst spürte das Zeit seines Lebens, zumal später neben Lessing, diesem vom Mark der alten Classiker vollauf Genährten. Das Gelüst nach neueren Sprachen ward bald ebenso drängend in ihm; die Zeit der Aufklärung war herangebrochen und Jedermann war voll von den französischen Ironisten, von den englischen Skeptikern. Die jüdischen Rabbiner verketzerten jede moderne Sprachkenntniß; sie weissagten den moralischen Untergang des Judenthums, falls die Parteinahme an den Interessen der christlichen Völker um sich griffe. Nur den Medicinern war der Besuch einer Universität gestattet. Die Judenschaft selbst legte dies Verdict auf die Pflanzstätten der Bildung. Moses mußte heimlich seinen Gelüsten nachgehen. Er drängte sich an die jüdischen Aerzte in Berlin; im Umgange mit ihnen gewann er das erste Zutrauen zu sich selbst. Er trieb eifrig die mathematischen Wissenschaften, ebenso eifrig Englisch; er las Locke mit einer Begier, als sollte dieser ihm den Schlüssel zu den Geheimnissen der Welt reichen. Nicht Locke, Leibnitz ward der ihm

naturgemäße Philoſoph, deſſen Lehre von einer ſeit Urbeginn vorherbeſtimmten, harmoniſch gegliederten Welt ihm die beſte Zuflucht für bedrängte Geiſter ſchien. Locke und die Mathematiker gaben ihm nur die Formen für die damals übliche Dialektik in metaphyſiſchen Dingen. Um einen Satz zu beweiſen, widerlegte man die Annahme vom Gegentheil. In der Frage über Gottes Daſein ſagte man: Geſetzt er iſt nicht, wie dann? Man führte die umgekehrte Behauptung ad absurdum und nannte dieſen Wahrſcheinlichkeitsbeweis mathematiſche Sicherheit. In dieſer Methode des Philoſophirens erwuchs Mendelsſohn in Berlin.

Seine äußeren Verhältniſſe hatten ſich günſtig geſtaltet, ſeitdem ein jüdiſcher Seidenfabrikant, Namens Bernhard, ihn als Erzieher ſeiner Kinder in ſein Haus genommen. In dieſem Hauſe blieb er auch nach Erledigung der pädagogiſchen Aufgabe; er correſpondirte für die Handlung ſeines Principals, er trat in die Functionen eines Buchhalters und wurde in ſeinem hohen Alter nach dem Teſtament des Freundes und der Beſtimmung von deſſen Wittwe am Geſchäft betheiligt. Mit dem Aufenthalt im Hauſe des begüterten Fabrikanten begann die gute Epoche für unſeren Philoſophen; er konnte ſich erlauben, bequem zu leben, ob er ſchon den Haupttheil ſeines Tages jetzt an das Comptoir abtreten mußte. Er war noch Lehrer der Kinder, als er 1750, 21 Jahre alt, in hebräiſcher Sprache eine moraliſche Wochenſchrift unternahm. Daß in ihr ſchon moderne Luft wehte, beweiſt das Verbot derſelben durch die Rabbiner. Es waren

zwei Hefte erſchienen, als ſie unterdrückt wurde. Vier Jahre darauf knüpfte ſich zwiſchen Leſſing und Moſes das für Beide ſegensreiche Verhältniß an, ein früh geſchloſſener Bund, der doch für das ganze Leben Beider, ja über den Tod des Einen hinaus wirkſam und in lebendiger Gegenſeitigkeit ausdauerte. Leſſing war zum zweiten Male in Berlin, das ihn als der Tummelplatz der Freigeiſter anzog. Mendelsſohn ward ihm — als Schachſpieler empfohlen. Nach einem halben Jahre meldete er auswärtigen Freunden: ich habe einen zweiten Spinoza gefunden, Moſes wird dereinſt die Ehre ſeiner Nation ſein! — Beide Männer waren von gleichem Alter, in demſelben Jahre geboren; ſie zählten fünfundzwanzig. In allem Uebrigen waren ſie Gegenpole nach Naturell, Beſtrebung, Wollen und Können. Ihre treu feſtgehaltene Freundſchaft lag alſo in dem Reiz der Gegenſeitigkeit und zugleich in dem Gefühl des Bedürfniſſes zu wechſelsweiſer Ergänzung begründet.

In dieſem Verhältniß zu Leſſing reifte Mendelsſohn erſt zu einem fertigen, der Oeffentlichkeit angehörigen Charakter heran; in dieſer Beziehung zu dem claſſiſchen Herkules der Litteratur unſerer Altvordern liegt auch der Werth, den wir auf Mendelsſohn legen, bedingt. Leſſing, der Wittenberger Magiſter, hatte ſich in Leipzig die erſten litterariſchen Sporen verdient; ſeine Fabeln und Sinngedichte waren erſchienen, ſein Freigeiſt, Schatz, Jude waren damals ſeine erſten dramatiſchen Verſuche geweſen, auf den Bretern den hohlen Schwulſt und die leere Tändelei durch die Macht der nächſten

Wirklichkeit, durch wahres Leben aus dem Bewußtsein der Zeit zu verdrängen. Er schwankte noch immer zwischen Theater und Kanzel, ohne zu wissen, daß sein Instinct, zwischen beidem nicht zu wählen, sondern beides schöpferisch zu verbinden, ihn am richtigsten führen werde. Der Reiz nach der metaphysischen Debatte, der heiße Drang, den Wust deutscher Gottesgelahrtheit mit rationellem Besen auszufegen, der lüsterne Kitzel, in der Bücherwelt Perrücke und Reifrock fein, aber durchdringend auszuklopfen, der große Entwurf, den ängstlich prüden deutschen Menschen auf der Bühne Gemälde starker Leidenschaften vorzuführen — das Alles gährte damals mächtig, aber noch unklar in Lessings feurigem Gehirn. Wir gewinnen von seiner Persönlichkeit ein unrichtiges Bild, wenn wir sie uns nach der classischen Einfachheit und Grazie, nach der gediegenen Fertigkeit und Ruhe, nach der sicher treffenden, scharf und fein gespitzten Dialektik seiner Sprache vorstellen wollen. Jene Ruhe, wie sie in der Abfassung seiner Werke vor uns liegt, war eine erworbene, keine angeborene, jene Virtuosität in der Kritik, zu spielen und zu hänseln, wo er oft lieber mit Keulen dreingeschlagen, war das Ergebniß seiner Berechnungen, der Krystall seiner geschliffenen Rede eine Errungenschaft tiefer, hartnäckiger, gewissenhafter Studien. Die Genialität seines Geistes hatte im persönlichen Ausdruck etwas Unstätes, Ungefügiges. Er dürstete nach Unternehmungen, denn seine größten Thaten schliefen damals noch in ihm; er schien gleichsam beutelustig, gierig nach Stoffen für seinen schöpferischen Drang. — Ganz

in Allem das Gegentheil zum schüchternen Moses, der sich gern mit Hamlet in eine Nußschaale verkrochen hätte, um die Welt Gottes in nuce und ohne Lärm und Störung zu durchschmecken. Dazu kam Lessing's Reiselust, der quälende Reiz, die Welt zu sehen; Moses saß gern wie ein Wurm emsig und still am Blatt, noch lieber an einer Wurzel fest. Er hatte auch geistig keinen Hang zur Bewegung; aber er wich auch niemals von der Stelle, er zernagte unablässig seinen Stoff, und in dieser unerbittlichen Zähigkeit seiner Seele lag für den stürmisch hinschleudernden Lessing, der wilde Aussprüche oft genug zurücknehmen, hastige Eroberungen ebenso schnell wieder abgeben mußte, eine wohlthuende Art der Ergänzung und Ausfüllung seiner eigenen Natur.

Daß Mendelssohn als Mensch und als Denker ihm fortgesetzt ein Gegenstand solcher Art geblieben, bewies er wohl ziemlich deutlich zwanzig Jahre nach der ersten Anknüpfung ihrer Bekanntschaft in seinem Nathan. Man ist beim Nachweis der Einwirkungen des Juden auf den Christen zu weit gegangen, wenn man in der Person des Nathan den lediglichen Abdruck Mendelssohn's gesehen hat, wie ebenfalls der Derwisch im Stücke das Portrait eines Zeitgenossen, eines Lehrers, der in Mendelssohns Hause ein- und ausging, der Tempelherr aber in der ganzen drallen, stürmischen und unwirschen Art, sich zu gebahren, ein absichtlich bezwecktes Selbstconterfei Lessing's genannt worden ist. Inzwischen, wo die Absichtlichkeit fehlt, da thut der Instinct oft weit mehr. Der dunkle Instinct ist selbst in Lessing's Schöpfungen,

die das klare Facit genau abgegrenzter Factoren zu sein scheinen, mächtiger gewesen, als es nach der gewöhnlichen Annahme glaublich sein will. Das Gedicht Nathan entwickelt uns den ganzen Proceß der religiösen Debatte in Deutschland, wie er sich in jener dunstbefreiten, vernunftthellen, aber zugleich etwas empfindlich kühlen Aetherregion des Verstandes gestaltet haben mochte. In dieser Aetherluft suchten und fanden sich damals als Vertreter der Aufklärung Christ und Jude. Boccaccio's Märchen von den drei Ringen schien recht eigens wie dazu gemacht, den Stein der Weisen, nach welchem Schwärmer und Alchymisten thörichterweise materiell gesucht, sinnbildlich zu deuten, die Lehre der Humanität, wie sie in der Menschenverbrüderung der Freimaurerlogen nach Formen suchte, symbolisch-mythisch abzufassen und mit Beseitigung aller überlieferten Offenbarung eine Allerweltsreligion kraft menschlicher Vernunft ausfindig zu machen.

Es ist sehr wohl denkbar, daß Lessing auch seinen Glauben von der Erziehung des Menschengeschlechts, seine Hypothese von dessen religiöser Emancipation auch ohne Moses Mendelssohn ganz in gleicher Sicherheit, Kraft und Unerschütterlichkeit in sich ausgebildet hätte; Lessing war ja darin nur der Vollzieher dessen, was sein ganzes Jahrhundert ihm erbeigenthümlich überliefert, um es frei aus sich selbst herauszugebären. Aber die Untersuchung, ob er ohne den jüdischen Freund seine Universaltheorie zu Stande gebracht, wäre so unnütz wie die Frage, was aus uns geworden, hätte Adam nicht in den Apfel gebissen, so unnütz als Lessing's Annahme

einer Entwicklung der Menschheit ohne alle Vorverkündigung ihrer geheimnißvollen Schicksalsfügungen, ohne allen Mythus im Bilde Christi. Der weise Sokrates jüdischen Stammes war einmal da als Genosse und Freund seines besten Gedankenlebens, und wenn Lessing den Kosmopolitismus einer Universalreligion zum Thema einer Dichtung machte, so konnte es nicht fehlen, daß auch Portraitzüge persönlicher Art ungesucht mit einflossen. Es stellt uns den Werth der Beziehung beider Männer zu einander nicht weniger hoch, auch wenn wir die Untersuchung verwerfen müssen, wer von Beiden der vorherrschend Einwirkende gewesen. Geistige Gemeinsamkeit solcher Art und von solcher Dauer läßt sich nicht nach mathematischen Gesetzen berechnen. Selbst der secundäre, der Mensch zweiten Ranges, hat in solchem Verhältniß als der unmerklich, aber dauernd Einwirkende ein bedeutsames Verdienst.

Wir sind mit dem Nathan bis ans Ende von Lessing's Leben übergesprungen, kehren aber jetzt zum Beginne der Bekanntschaft mit Mendelssohn zurück. Als der Dichter damals nach Potsdam ging, um in Ruhe sein Trauerspiel Sarah Sampson zu schreiben, war die in Berlin geschlossene Freundschaft bereits unzweifelhaft fest. Der Briefwechsel ward der fortgesetzte Umgang beider Geister. Für den Philosophen Mendelssohn war der schöpferische Lessing ein Lebenswecker. Sie arbeiteten zusammen den in Lessing's Werken befindlichen Aufsatz: „Pope ein Metaphysiker". Mendelssohn's „philosophische Gespräche" gab Lessing hinter dessen Rücken heraus;

damit war der schüchterne Jude plötzlich in die Oeffentlichkeit gedrängt. Noch in demselben Jahre folgten seine „Briefe über die Empfindungen". Mit diesen Briefen verließ Mendelssohn die Abstraction des mathematischen Philosophirens, wie es Berlin und sein Zeitalter liebte. Er spürte zum ersten Male die Pulse eines warmbewegten Herzens mitten im Calcul des nüchternen Verstandes. „Ich werde der Metaphysik etwas untreu jetzt", schreibt er aus jener Zeit, „bekomme einen ziemlichen Ansatz von bel esprit. Wer weiß, ob ich nicht noch Verse mache! Madame Metaphysik mag es mir verzeihen!" Er spricht auch von der Mühsamkeit des Ausarbeitens, von der Wollust des Lesens und Denkens. Er war in der That eine mehr genießende, die Entdeckungen und die Arbeit Anderer harmonisch zusammenfügende Natur. Sein Scharfsinn sorgte nur immer, daß aus Allem auch der rechte Gewinn für das Dasein der Menschen erwüchse, um Leben und Gesellschaft zu einem freundlichen Ganzen abzurunden.

Es erfolgte für ihn die Bekanntschaft mit Sulzer, mit Nicolai, der ihn einen edlen, vortrefflichen Menschen nannte. Es begann seine Mitwirkung zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste". Er ward Mitglied einer Gesellschaft von hundert Berliner Gelehrten, die sich allwöchentlich in einem Kaffeehause versammelten und sich wissenschaftliche Arbeiten vorlasen. In solcher Veranlassung schrieb Mendelssohn seinen Aufsatz „über die Wahrscheinlichkeit". Endlich faßte er sein ganzes Glaubensbekenntniß in einer Widerlegung Rousseau's zusammen. Wir haben in dieser

Polemik den ganzen Menschen in seiner Liebenswürdigkeit wie in seiner Beschränkung bei einander. Mithin verweilen wir bei dieser Arbeit, um den Kernpunkt seiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Er übersetzte 1756 Rousseau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen und fügte seine Bemerkungen als einleitende Worte hinzu.

Rousseau's große Entdeckungen werden von Mendelssohn nicht entkräftet, vielmehr nur hier und da geordnet und auf den Boden eingeschränkt, wo sie volle Gültigkeit behalten. Die Cultur, dies Ergebniß jahrhundertlanger Mühen der Geschlechter, schleppt alle Gebrechen der Menschennatur mit sich. Diese wachsen mit den Vorzügen alternder Jahrhunderte gleich stark in uns auf, alle Triebe raffiniren sich, die Tugend verliert mit der Bildung der Völker die schlichte Einfalt der spartanischen Kraft, während die Laster sich mit dem Schimmer, selbst mit der Grazie der feinen Gesittung schmücken. So wird uns der Friede, der Schooß der Bildung und des Glücks, zu einer elenden Knechtschaft in üppigem Behagen, der Staat, dieser Verein freier Seelen, zur Despotie, hinter deren starrer Ruhe die Feigheit sich bequem und sicher fühlt. Das ist die Entdeckung Rousseau's. Er machte sie nicht in der abgeschlossenen Stille des einsamen Denkers, sondern mitten im Gewühl einer sittlich untergrabenen Welt, im Aufruhr eines leidenschaftlich bewegten Herzens. Wenn er deshalb sein Wehe! über die Mißformen des modernen Lebens, sein Sauve qui peut! ausruft, die Wilden in der Wüste preist und die gesammte Civilisation zur Rück-

kehr in die Unſchuld der erſten Natur zwingen möchte, ſo müſſen wir ihn im Tumult ſeiner heimiſchen Zuſtände, ſeine Perſon im Conflict ſeines Zeitalters begreiflich finden.

Mendelsſohn begegnete ihm nicht mit dem Spotte Voltaire's, der es lächerlich fand, im Menſchen das Gelüſt erwecken zu wollen, auf allen Vieren zu kriechen. Der deutſche Mendelsſohn corrumpirte nicht die Sätze ſeines Gegners, um ſie zu widerlegen. Er fand in Jean Jacques keine kindiſche Liebe zur Seltſamkeit, er fühlte ſich ergriffen von dem hinreißenden Feuer ſeiner Beredtſamkeit, die uns wider unſeren Willen auf eine Seite hindrängt, die weitab lag von aller bisherigen Denkungsart; er ſchrieb an Leſſing, dieſe Sprache des Herzens, „dieſe mächtige Bezaubrerin redlicher Geiſter", habe in allen Schriften Rouſſeau's zu untrügliche Merkmale, um ſie für unwahr, für unehrlich zu halten. Dieſer Ehrlichkeit ſetzt er aber doch, obſchon in zagem Ausdruck, die ganze ſtille Feſtigkeit ſeiner eigenen Ueberzeugung entgegen. Er erfaßt ſeinen ſtürmiſchen Gegner an dem Zugeſtändniß, der wilde Sohn der Natur, der ſich frei fühle von den raffinirten Tugenden und Laſtern der Geſellſchaft, ſei bildungsfähig, habe gleichwohl den Trieb zur Vervollkommnung als Bedingung eines vernunftbegabten Weſens in ſich. Dieſen Beruf und dies Ziel zur Vervollkommnung ſichert er nun der ganzen Entwicklung der Menſchheit; er rettet ſeinem Zeitalter die Zuverſicht auf dies Heil, wie verworren auch kreuz und quer der Lauf der Weltgeſchichte ſich geſtaltet habe. Er ſichert uns den Glauben, der Abfall von der Natur ſei in der

Entwicklung des Einzelnen wie des Geschlechts nicht zugleich ein Abfall von Gott. Jede neue Entfaltung von Kräften, dies ist seine Ansicht, beginnt eine Erweiterung unseres Daseins, mit jeder neuen Erfindung erwachen neue Bedürfnisse, mit jedem Bedürfniß neue Schranken, mit jedem Reichthum neue Entsagung, mit jeder Tugend ein neues Gebrechen. Um des Schattens willen verwirft man aber keine Gestalt, und das Böse ist nur der Schatten des Dinges. In der Möglichkeit des Bösen liegt die Tugend und die Freiheit bedingt. Die Welt ist eine immer reichere Entwicklung von Kräften.

Goethe lobte an Mendelssohn die autodidaktische Bildung. In diesem Thema kam sie zur vollen Erscheinung. Mendelssohn brauchte nur an seine Brust zu schlagen, um die Wohlthaten der Cultur, den Segen geistiger Bereicherung zu preisen. Aus dem dumpfen Winkel seines eingeklemmten Herkommens hatte ihn nur der Trieb des Wissens, der Drang nach Bildung erlöst. Ihm war nichts überkommen, also hatte ihn nichts übersättigt, Alles hatte er sich errungen, und mit jeder neuen Eroberung im Reiche des Denkens und Empfindens stieg das Wohlgefühl einer freien Seele, die sich ihr gutes Recht an den geistigen Schätzen eines vorgerückten Jahrhunderts erwarb. Sein Antheil an der Aufklärung der Geister war erworbenes Eigenthum, und dieser Besitz war nur im Verkehr und im Austausch mit seinen Nebenmenschen ein Segen. Rousseau wollte den Menschen wieder zum Einsiedler machen. Mendelssohn preist mit rührender Freude und Dankbarkeit die Reize der Geselligkeit, ohne die Unschuld des Geistes

je eingebüßt zu haben. „Und wie ſollte ich deiner vergeſſen, göttliche Freundſchaft!“ ruft er im Hinblick auf Leſſing, „ſüße Erquickung der Geiſter, ohne welche uns Natur mit allen ihren unſchuldsvollen Herrlichkeiten in der äußerſten Nothdurft ſchmachten läßt!“ — Nur in den Beziehungen zum Menſchen galt ihm der Menſch etwas, und in dieſen Beziehungen ſteigern ſich nach ſeiner Anſicht alle Kräfte, geſtaltet ſich die Familie, erwächſt die Geſellſchaft zum Staat. Reichte die Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen noch nicht aus, um in Familie, Geſellſchaft und Staat die Herrſchaft der Menſchenliebe feſtzuſtellen, ſo blieb es nach ſeiner Meinung einer zukünftigen Stufe der Menſchheit vorbehalten, dieſe freundſelige Schwärmerei eines guten Herzens, dieſe liebenswürdigen Combinationen eines vorſichtigen Verſtandes zu verwirklichen. Es ſei, wie er ſagt, ſchon überhaupt viel gewonnen, wenn man den Glauben an den Beruf der Menſchheit zum Fortſchritt feſthielte, die Zuverſicht, es werde zunächſt immer beſſer und heller unter den denkenden Köpfen, nicht preisgäbe. An dem Zugeſtändniß der Vervollkommnungsfähigkeit, die Rouſſeau ſeinem Wilden nicht abſprach, nahm er deſſen ganze Weisheit vom nothwendigen und heilſamen Rücklauf aller Culturgeſchichte zu ihrem nackten, kahlen Anfangspunkt gefangen.

Mendelsſohn war die kindliche Seele, die mit Verſtand zu genießen wußte, was die Aufklärung der Geiſter bereits an Segen über die Creatur gebracht hatte. Rouſſeau's Lehre hinterließ in Deutſchland einen in ſpäteren Jahren erſt

fühlbaren ſauern Reſt an trübſeliger Befangenheit. Dies Phlegma nach verflogenem Spiritus wurde von hausbackenen Stubengelehrten wiſſenſchaftlich durchgeknetet. Erſt zu Anfang der ſiebziger Jahre, unter den Einflüſſen von Oſſian, Young und der Schwermuth der unter Thränen lächelnden engliſchen Humoriſten wurde dies gährende Element des Trübſinns in Werther's Leiden wieder flüſſig und mächtig. Die deutſche Wiſſenſchaft käuet oft ſehr lange nach, was der Schwung und Witz des Genies für Augenblicke zum Zünden hinwarf. Es iſt ſchon vorgekommen, daß deutſche Gelehrſamkeit ſolche Schwefelfäden, die zünden ſollten, nach Jahr und Tag ſehr gewiſſenhaft als ſolide Speiſe zu ſich nahm und zu verdauen ſuchte.

Mit Thomas Abbt unter Anderen wurde in den ſechziger Jahren der Rouſſeau'ſche Einfluß in Deutſchland gründlich zerbalgt und bis ins Philiſterhafte zerſetzt. Thomas Abbt, vor dem der gelehrte Gervinus ſoviel Reſpect hat, während er den feinen, geſchmackvollen Moſes ſehr gering anſchlägt, gehörte zu den abſtruſen Grüblern, die in einem ſchauderhaften Deutſch platte Fragen über die Beſtimmung des Menſchen für philoſophiſche Skepſis ausgaben. Der Wuſt gelehrter Beziehungen in ſeinen Schriften kann über den markloſen Jargon dieſes Forſchers nur Denjenigen täuſchen, der ſich in ähnlichen Elementen gefangen ſieht und hier und da ſich um die beſte Wirkung ſeiner an ſich tüchtigen und geſunden Lebenskraft bringt. Thomas Abbt's Zweifel an der Beſtimmung des Menſchen ſind ſo roh und beſchränkt, wie ſie

nur je der Philiſter in melancholiſcher Nebenſtunde, der Pedant bei ſchlechter Verdauung äußern konnte. Seine prahleriſch hohlen Beweiſe von der Statthaftigkeit und vom Werth eines Todes fürs Vaterland ſind ebenſo lächerlich, als ſeine Winſelei, daß das ächte Verdienſt unbelohnt auf Erden bleibe. Wie ſchön ſind Mendelsſohn's Widerlegungen dieſes faulen Trübſinns, den er übrigens aus Achtung vor Abbt's Ehrenhaftigkeit als Menſch in ſeinen Aufſätzen für die Litteraturbriefe ſehr ſchonend behandelt. Abbt ſtarb ſehr früh, ſchon 1766, in ſeinem achtundzwanzigſten Lebensjahre. Der Hof von Bückeburg mochte nicht viel Freude an ihm gehabt haben; die nächſte Wahl, die auf Herder fiel, war um ſo glücklicher. Wie liebenswürdig und wahr iſt gegenüber jenen leeren Klagen über Mangel an Lohn für das wahre Verdienſt Mendelsſohn's einfache Weisheit, die das tiefe, ſtille Selbſtgefühl des Menſchen als den Triumph der Glückſeligkeit bezeichnet! Wozu? weshalb? wohin? dieſe Fragen eines innerlich bangen Zeitalters nahm damals der blanke Verſtand in die Hand, und er handhabte ſie weit unkluger, als ſpäter das brütende Gemüth, deſſen Losbruch mit Werther (1773) begann. Mendelsſohn ſagte zur Schwermuth des befangenen Abbt: „Wir leiden vielleicht zur Vollkommenheit des Ganzen!“ und mit dieſem Vielleicht deutete er die ganze Beſcheidenheit eines tieferen Bewußtſeins an.

Es iſt anzunehmen, daß Mendelsſohn bereits mit ſeiner milden Polemik gegen Rouſſeau, womit er deutſchen Sinn gegen franzöſiſche Skepſis vertrat, unter den denkenden

Köpfen unſeres Landes ſtarke Sympathien und den Ruhm gewann, der eigentlich erſt einige Jahre ſpäter ſeinem Phädon zu Theil ward. Deutſch — und franzöſiſch: ſo löſt ſich auch am beſten die Streitfrage über Heil und Unheil der Cultureinflüſſe. Mendelsſohn hatte für Deutſchland ſo gut Recht, wie Rouſſeau für Frankreich. Deutſchland hat der Verbreitung der Bildung Alles zu danken, gleichviel ob ſie zu Wieland's Zeit Urbanität, in Herder's Epoche Humanität hieß, von Schiller und Goethe unter dem Begriff Cultur zuſammengefaßt wurde, oder in unſeren Tagen ſich als Heranbildung der Maſſen zum Bewußtſein bezeichnen läßt. In Frankreich hatte der Hof gleichzeitig mit ſeiner politiſchen Entwicklung die Bildung gepflegt und in ſeiner Luft heranwachſen laſſen. In der überfeinerten Blüthe ergab ſich dort ein Wurm des Todes, die Königsmacht wurde dort eine launenhafte Despotie, die Geſelligkeit mit ihren Reizen ein Sumpf raffinirter Gelüſte, die feine Bildung ſittenloſe Entartung. In Deutſchland erwuchs die Cultur von unten auf, im Schooß des Volkes, die Bildung ward hier für den Einzelnen wie für die Maſſen ein ſelbſterworbener Gewinn, und was wir Freiheit nennen, iſt unter uns nur durch die Intelligenz, nicht ohne ſie erreichbar. Mendelsſohn fühlte das nicht im ganzen Umfange, aber ſein Inſtinct und ein Rückblick auf ſeine eigene Entwicklung ließen ihn das verſchwiegen fühlen.

In demſelben Jahre, 1767, in welchem Leſſing zu Hamburg in ſeiner Dramaturgie den Rieſenplan entwarf, den

Deutſchen ein Nationaltheater kritiſch aufzubauen, erſchien Mendelsſohn's Phädon. In dieſem Buche berührte Mendelsſohn mit zarter Hand einen bloßgelegten Nerv ſeines Zeitalters. Er ward mit dieſen Geſprächen über die Unſterblichkeit der Seele auf einige Zeit in gebildeten und denkenden Kreiſen der Mann des Tages. Das Bewußtſein, das Gebäude der europäiſchen Geſellſchaft ruhe auf morſchen Säulen, war noch keineswegs vorherrſchend fühlbar in Deutſchland, und gleichwohl begannen ſchon damals unter den Sinnenden und Lauſchenden, die gern mit einer Einkehr in ſich ſelbſt abſchließen, jene emſigen Hinblicke auf ein Jenſeits. Freilich wollte man, ſolange noch Leſſing'ſcher Athem im Zeitalter war, nicht andächtig ſchwärmen, ſondern klar denken. Man wollte Beweiſe über die perſönliche Fortdauer nach dem Tode. Moſes, der chriſtlich fühlende Jude, verſuchte ſie und erwählte ſich zur dialektiſchen Beweisführung jenen Heiden in Athen, in deſſen Reden er die ganze Feinheit der Schulmethode mit der überſichtlichen Milde ſeiner eigenen Denkungsart verband und ohne allen Behelf chriſtlicher Offenbarungslehre der ſogenannten natürlichen Religion einen Triumph zu liefern gedachte. Der Menſch wollte damals noch auf ſich ſelbſt fußen; der Verſtand entwickelte in Philoſophie und Dichtkunſt ſeine Virtuoſität. Welcher Kraft und Feinheit, welcher Genialität der Verſtand fähig ſei, um ſich zum Herrn und Meiſter des Lebens aufzuwerfen, das wolle ein ſpätgeborenes Geſchlecht, in das die aufgezogenen Schleuſen des Gemüths ganz andere Fluthungen brachten, fort-

geſetzt und wiederholt am Helden Leſſing lernen und bewundern! Zu welcher freundlichen Harmonie jenes Zeitalter es geiſtig zu bringen im Stande war, das läßt ſich nirgends in ſo ſicheren, wenn auch leiſen Zügen als an Mendelsſohn nachweiſen. In jenen Geſprächen wird uns zu Anfang ganz der Platoniſche Sokrates vorgeführt. Er iſt bereits zum Giftbecher verdammt, und in den letzten Unterhaltungen mit ſeinen Schülern und Freunden wird das Leben nach dem Tode ungeſucht zum Thema. Mendelsſohn ſchließt ſich nicht blos den Platoniſchen Geſprächen an, er ſcheint ſie wörtlich wiedergeben, nur eine Verdeutſchung liefern zu wollen. Allmählich aber gewinnt der Stoff an modernen Bezügen, das Für und Wider erhält jene wärmere Färbung, wie ſie drängende Fragen des Tages mit ſich bringen, die Sprache des Zweifels wird empfindlicher, das Wort der Zuverſicht immer dreiſter; das moderne Bewußtſein, das wir nicht anders denn als ein allgemein chriſtliches bezeichnen können, erhärtet ſchließlich alle Zuſage, alle Bejahung der Frage mit ſeinem unmittelbaren Wiſſen vom Zuſammenhang zwiſchen Creatur und Gott.

Ich zweifle, ob Mendelsſohn dies eingeräumt hätte, dieſe Behauptung, er ſei ſachlich in ſeinem Gedankengange Chriſt geworden, obgleich ſchon Leſſing den Ausſpruch that, Sokrates ſei ein Chriſt geweſen, ohne ſelbſt darum gewußt zu haben. Hiermit iſt nicht das Chriſtenthum in dieſem oder jenem Bekenntniß mit ſeiner nationalen, geſchichtlichen und localen Färbung gemeint; ſondern die Lehre jenes Jeſus

von Nazareth, der, einzig in der Weltgeſchichte, die Entdeckung machte, was der Menſch ſei am reinen Quell ſeiner ſelbſt. Dieſen Athem des göttlichen Lebens in der Gemeinde als heiligen Geiſt feſthalten, heißt die unſichtbare Kirche Chriſti auf Erden auferbauen. Ich weiß nicht, ob Mendelsſohn, könnten wir ihn mit dieſen Worten eines Bewußtſeins von heute angehen, es in Abrede bringen wollte, wenn wir den Kern ſeiner Ueberzeugungen und ſeiner Perſon für chriſtlich erklärten, ob wir ihn gleich weder auf den Statthalter Chriſti, noch auf Luther oder Zwingli verpflichten könnten. Daß er ſich ſcheu in den faltenreichen Kaftan ſeiner Väter verkroch, als man die Hand brutal nach ihm ausſtreckte und ihm mit Gewalt das Taufbecken aufdringen wollte, verſteht ſich von ſelbſt. Wer in den Momenten ſeiner reinſten Ergüſſe nicht ſchon der Sache nach Chriſt iſt, kann es eigentlich nie werden. Mendelsſohn's Aeußerung in den letzten Jahren ſeines Lebens, die Secte der Unitarier ſei unter allen chriſtlichen Bekennern diejenige, mit der ſich der aufgeklärte Jude allenfalls verſtändigen könne, war nur eine Ablenkung vom Mittelpunkt des Intereſſes. Mit jener Secte wird das Göttliche in der Perſon Jeſu geleugnet, mithin der Nerv des Chriſtenthums, das Hereinreichen des göttlichen Lebens in die Bruſt der Creatur, die große Entdeckung Gottes im Menſchen zerſchnitten und aufgelöſt.

Mendelsſohn's Sokrates lehrt, wie der Platoniſche, die Seele ſei einfach und nur das Zuſammengeſetzte ſei zerſtörbar. Hieran drängt ſich eine Polemik gegen d'Alembert und

die Encyclopädiſten, welche die Seele in ihrer Abhängigkeit von der Beſchaffenheit der leiblichen Organe, in ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüſſen, Klima und Nahrungsmitteln auffaßten, und ihren Scharfſinn in der Schlußfolge triumphiren ließen: der Geiſt ſei nichts als eine Modification der Materie. Die Seele, ſagten die Franzoſen, werde nichts mitnehmen, wenn ſie ſich vom Leibe trenne, denn die Kräfte und Fertigkeiten, über die ſie im lebendigen Leben zu verfügen gehabt, ſeien ja ganz und gar im leiblichen Naturell bedingt geweſen. Mendelsſohn leugnet das. Er behauptet, die Organe und Werkzeuge der Seele, die ſich allerdings nur leiblich zu bethätigen ſchienen, bildeten ſich zugleich mit der Seele, ſo daß die gewonnenen Begriffe, als Ergebniſſe vergangener Eindrücke, der Seele blieben. Freilich ſeien die Werkzeuge ungleich bei den Menſchen, und da ſich die Geiſter nach ihren leiblichen Organen modificirten, ſo müßte eine Ungleichheit der Geiſter daraus gefolgert werden. Aber das ſtöre nicht die Sache ſelber, ſei nicht von praktiſchem Nutzen, um das menſchliche Daſein in jener Welt zu conſtatiren. Zu jenen Werkzeugen der Seele rechnet Mendelsſohn auch weſentlich die geiſtigen, nicht blos Klima und Nahrungsmittel, ſondern Erziehung, Umgang, Geſellſchaft, Regierungsform ſeien beſtimmend für die Geſtaltung des Geiſtes im Einzelnen. Und in alle dem fühle ſich die Geburt und das Wachsthum der Seele ſchon im Elemente des allgemeinen Geiſtes. Unſterblich ſei die einzelne Seele nur, ſofern überhaupt ein Element des Geiſtes als ein ewiges anzunehmen ſei, ſofern

es überhaupt mehr als Natur, ſofern es einen Gott gebe. Mit ihm und in ihm ſind wir unſterblich.

Sokrates beweiſt in jenen Geſprächen den Freunden das Fürſichſein der Seele, wenn ſie ſich fertig fühle mitten in der leiblichen Hülle, ſich auf ſich ſelbſt beſinne und ſich als freies Selbſtbewußtſein empfinde. Simmias iſt unter den Freunden jener Skeptiker, der mit Hülfe franzöſiſcher Weisheit den antiken Zweifler macht. Simmias ſagt, er könne ſich platterdings nicht vorſtellen, daß die Seele irgendwie ſelbſtändig exiſtire, er könne ſie am lebendigen Weſen nur in dem Zuſammenwirken der organiſchen Thätigkeiten des Leibes finden. Sokrates-Mendelsſohn entgegnet ihm, ob er denn glaube, daß eine Maſchine, falls er nicht anders den Menſchen nehmen könne denn als ein ſolches Triebwerk mit harmoniſchem Zuſammengreifen vereinzelter Kräfte, dieſe ihre einzelnen Kräfte zu überſchauen vermöge, ob nicht vielmehr dies Wiſſen um die Theile dem Werkmeiſter eigen ſei. Der Menſch aber ſei dieſer Werkmeiſter im Maſchinenbau, es ſei alſo in ihm ein Etwas, das nicht durch Zuſammenſetzung der Beſtandtheile entſtehe, ſondern über alle Kräfte, Triebe und Begierden hinübergriffe, ſie vereinige und regiere. Dieſe Spontaneität, dieſe Willensfreiheit, ließe ſich in der Maſchine Menſch bei aller Abhängigkeit von den Organen nicht leugnen, alſo auch nicht die Immaterialität der Seele. Iſt die Seele nun immateriell, ſo hat ſie Theil am Geiſte. Der Geiſt aber iſt Gott. Iſt Gott ewig, ſo iſt auch unſterblich, was an ihm Theil hat.

In dieſer Weiſe, wenn ich es zuſammendränge, geſtaltet ſich Mendelsſohn's Gedankengang im Phädon. Im dritten Geſpräche nimmt der Sokratiſche Kebes noch einmal von anderer Seite den Zweifel auf. Irgend wie und wann, fürchtet er, könne die Seele doch wohl einmal gleichgültig verloren und untergehen im großen Raum der Welt. Leben, ſagt der Mendelsſohn'ſche Sokrates, iſt Entwickelung. Erſt wenn es ſich im Fortſchritt entwickelt, beweiſt ein Leben ſeine Wahrheit. Man würde dem Leben ſeine Wahrheit nehmen, wenn man es ohne Entwickelung für möglich hielte. Wie aber könnte ein Ding in ſein Gegentheil umſchlagen? Ein Leben, das plötzlich in einem Zeitpunkt fertig iſt, hat ſchwerlich je gelebt, da ihm jetzt der Trieb zur Vervollkommnung ausging. Fortſchritt, Entwickelung, mithin Unendlichkeit iſt der Nerv des menſchlichen Geiſtes. Mißt er die Harmonie des Alls nicht aus, ſo ringe er danach; die Harmonie iſt Gott. Wir erkennen ihn bald dunkler, bald heller, und danach ergiebt ſich ſchon hienieden das geringere oder größere Glück der Empfindung. Und je weniger wir körperlich bedingt fühlen, je reiner wir denken lernen, deſto mehr bereiten wir uns zum Tode, d. h. zu einer volleren Entwickelung vor. Warum ſich alſo vor dem Tode ſcheuen, der uns das reinere Leben erſt erſchließt? Warum zittern, einer Harmonie im ganzen Vollgefühl theilhaft zu werden, zu der langſam heranzureifen ſchon hienieden das Ergebniß der Weisheit und die Luſt der Seele iſt! Wo wir uns auf Erden beglückt fühlten, da fanden wir einen Gleichtact von Kräften zu einem

ſchönen Ganzen. Wir gefallen uns im Kleinen an der Vollendung im Ebenmaß von einzelnen Theilen. Dieſe Harmonie vom Weltſyſtem vorauszufühlen, ſie im Ganzen und Großen zu ahnen, während wir ſie im Kleinen ins Werk zu ſetzen bemüht ſind, das iſt die große Wolluſt der menſchlichen Exiſtenz, die Seligkeit des werdenden Geiſtes. Wir haben auch Trübſal im Leben; aber das Mißfallen am Gegenſtande vereinigt ſich doch mit einem Wohlgefallen an der Vorſtellung des Beſſeren. Die Summe von unſern angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu ziehen, weiſt unſer moderner Sokrates von ſich; das ſei erſt ſtatthaft nach vollendeter Laufbahn. Selbſterhaltungstrieb iſt ſittlich; Selbſtmord unſittlich, denn er ſtört die ſtufenweiſe Entwickelung. Wir reifen langſam der Vervollkommnung entgegen, und unſer Endziel, Theil zu haben am Genuß einer im Ganzen und Großen harmoniſch gegliederten Welt, heißt: Theil haben an Gott. — Dies in Summa der rationelle Senſualismus Mendelsſohn's.

Mit der Verbreitung des Phädon datirt der zum Theil ſachlich wichtige, zum Theil perſönlich glänzende Briefwechſel des Berliner Philoſophen. Bekenner aller Glaubensrichtungen beichteten ihm in Gewiſſensſachen, bedrängte Gemüther forderten Rath, denkluſtige Köpfe lebten Mendelsſohn's Anſichten weiter aus, ergänzten ihn oder ſuchten ihn zu widerlegen. Die nachfolgenden Auflagen des Phädon zogen hieraus Gewinn, denn in dieſer Mittheilſamkeit und Luſt an gegenſeitiger und gemeinſamer Erörterung gefiel ſich dieſer

Geſellſchaftsphiloſoph. Fremde, die Berlin beſuchten, wollten nicht blos den großen König, deſſen Franzoſen und deſſen Wachparade, ſie wollten auch den kleinen freundlichen deutſchen Philoſophen ſehen, der merkwürdiger Weiſe ein Jude war. So erſchien denn um 1769, das Jahr der dritten Auflage des Phädon, auch Lavater in Berlin. Dieſer feurige Chriſt, Proſelytenjäger und Seelenfänger hatte mit Moſes in religiöſen Dingen eine lange Unterredung, in deren Verlauf der Jude unumwunden die Hochachtung bekannte, die er dem Stifter des Chriſtenthums zu zollen nicht umhin könne. An dieſer Aeußerung ſuchte Lavater die obwohl noch zaghafte, doch beinah ſchon reife Seele zu fangen. Im gedachten Jahre erſchien Lavater's Ueberſetzung von Bonnet's Beweiſen für das Chriſtenthum, mit einer Zueignung und Aufforderung an Mendelsſohn, dieſe Beweiſe für das Chriſtenthum entweder zu widerlegen, oder der Wahrheit die Ehre zu geben und ſich taufen zu laſſen. Feurige Köpfe ſind nicht ſelten bornirt, und der pomphafte Prieſter Jeſu hielt es nebenbei im Stillen für eine Heuchelei, ſich ſo in der Unbeſtimmtheit hinzuhalten. Chriſtusbekenner oder ewige Verdammniß! zitterte dem großen Eiferer auf der Zunge. Mendelsſohn ſchwebte in dieſer Unbeſtimmtheit, aber es war nur tölpelhaft, ihn dieſem Zuſtand als gefahrbringend für ſein Seelenheil, als ſtörend für den allgemeinen Stand der Wahrheit, mit Gewalt entreißen zu wollen. Es entwindet ſich Niemand ganz dem Schooße, der Luft ſeines Herkommens. Mendelsſohn fühlte ſich plötzlich, als man ihn zur Entſchei-

dung drängte, durch und durch als Jude, festgewachsen mit dem Schicksal seines Volkes, theilnehmend am Kreuz, das er mit seinen Brüdern nicht bekannte, sondern trug. Jene Bonnet'schen Beweise für das Christenthum, ohne Angabe für welches, waren so schwach; was Aufklärung und Bildung im damaligen Zeitalter hieß, schien so sehr der christlichen Satzung enthoben zu sein: wie sollte Mendelssohn, selbst wenn sich christlicher Geist in seinen Gedankengang eingeschlichen hätte, sich zu den Formen bekennen, um deren willen man sein Volk seit Jahrhunderten geknechtet! Er hatte der Welt gezeigt, daß seine Nation befähigt sei, sich aus sich selber heraus zu emancipiren, d. h. Theil zu haben am Besten und Heiligsten, das die Menschheit beseelt. Sollte er nun blos seinen persönlichen Gewinn davontragen? Hieße das nicht die Seinigen im Unglück verlassen? Und Bonnet's Beweise, wie gesagt, waren schwach; Lavater's Glaube, der die Wohlthaten des Christenthums lediglich in den Wunderwerken suchte, konnte nicht Mendelssohn's Glaube sein.

Es ist nicht anzunehmen, daß ihn Furcht vor seinen Glaubensbrüdern geleitet. Freilich hatte er von ihnen zu dulden; er las nicht allein, er schrieb sogar deutsche Bücher; von crassen Vorurtheilen wurde das orthodoxe Judenthum erst durch ihn langsam erlöst. Man erzählt, daß polnische Juden zu ihm kamen, auf der Schwelle seines Zimmers stehen blieben, ihn verächtlich angrinsten und, als er ihnen freundlich entgegentrat, ihn anspieen und wieder forteilten. Solche Visiten mit Versuchen salbungsvoller Werber im Namen

Chriſti wechſelten oft genug im Hauſe des friedfertigen Mannes. Er fühlte ſich als Jude; mit ſeinem Volke zu leiden und zu harren war ſeine Aufgabe, ſeine Luſt. Jetzt aber ſollte er öffentlich erklären, warum er nicht Chriſt werden könne. Er fragte beim Conſiſtorium in Berlin an, welchem von deſſen Räthen er ſeine öffentliche Antwort an Lavater vorlegen ſolle. Das Collegium gab ihm den Beſcheid, er könne ſeine Schriften drucken laſſen, ohne ſie zur Cenſur vorzulegen; man ſei von ſeiner „Weisheit und Beſcheidenheit" überzeugt, er werde kein öffentliches Aergerniß geben. Dieſes allerdings ſehr ſicher motivirte Zugeſtändniß datirte in Preußen vom Jahre 1770. Man trug ſich dort noch mit dem Begriffe einer perſönlichen Cenſurfreiheit; man war ſchon ſo weit, ſie wenigſtens als Ausnahme zu gewähren; der Geiſt der Aufklärung zwang dazu.

An das öffentliche Sendſchreiben an den Diakonus von Zürich ſchloß ſich Mendelsſohn's Briefwechſel mit ihm und andern Zeitgenoſſen, das Thema ſeiner Bekehrung betreffend. „Wie beſchämt — ſchreibt Heyne in Göttingen an Nicolai — die Mäßigung, die Würde, der Anſtand, mit welchem ſich der Brief Mendelsſohn's ausdrückt, den raſchen und ſchwärmeriſchen Lavater! Wahrlich, jener würde unſerer Religion mehr Ehre machen, als dieſer hitzige Eiferer!" — „Hochgeſchätzter Mann! — ſchreibt Semler in Halle an Mendelsſohn — wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffs und der daran hangenden großen Glückſeligkeit hätte, als die ich alsdann ergreifen wollte, wenn Sie öffentlich ein

Chriſt würden, ſo möchte ich der chriſtlichen Religion wohl nicht viel Dienſte leiſten können.“ Mendelsſohn ſelbſt ſagt in ſeiner Rechtfertigung: „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünſchte ich durch Tugend und nicht durch Streitſchriften widerlegen zu können.“ Er äußert, wenn unter ſeinen Zeitgenoſſen ein Confucius, ein Solon lebte, ſo würde er ihn nach den Grundſätzen ſeiner Religion lieben und bewundern dürfen, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, ihn bekehren zu wollen. Ueber die Lehren wollte er ſich mit ihm bald verſtehen, und ob er glaube, ob ein ſolcher Mann ſelig werden könne? „O mich dünkt, wer in dieſem Leben die Menſchen zur Tugend anführt, kann in jenem nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieſer Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtſchaffenen Marmontel, in Anſpruch nehmen könnte.“ Er erzählt dann dem Manne Gottes in Zürich, daß ſeine Nation dem aufgeklärten Zuſtande in Preußen einiges zu danken habe. Es würde demnach undankbar ſein, hätte ein Jude in Preußen das Gelüſt, die Religion der Majorität im Lande widerlegen zu wollen, davon abgeſehen, ob er es könne. Anderwärts jagte man damals die Juden, wo man ſie fand, zur Stadt hinaus. „Iſt es doch nach den Geſetzen Ihrer Vaterſtadt, verehrungswürdiger Menſchenfreund, Ihrem beſchnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu beſuchen!“ Fünf Jahre nachher ſchrieb Mendelsſohn im Intereſſe der armen gequälten Juden in der Schweiz an Lavater: „Wie ich höre,

gehet die Obrigkeit, unter welcher sie stehen, eben jetzt damit um, sie noch näher einzuschränken, ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erste Gebot des Schöpfers an die Menschen, zu verbieten." Er bittet den Priester Christi in Zürich, so viel es ihm möglich sei, sich als Menschenfreund der Sache der armen Creaturen anzunehmen. In einem Briefe an Bonnet bedauerte Mendelssohn, daß die Sache seiner Bekehrung dem müßigen Theil im Publicum zum Zeitvertreib, dem Einfältigen zum Aergerniß, dem Verächter des Wahren und Guten zum boshaften Vergnügen gereiche. „Wenn wir, Sie und ich, die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes unbeschadet noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnten. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben!"

Hiermit war der Epoche jener Verstandesaufklärung das Wort gesprochen, die sich jedoch bald als eine exclusive, d. h. als eine solche erwies, an der sich die Masse der Nation nicht betheiligt sah, die mithin als nicht volksthümlich be-

zeichnet werden muß. In Preußen folgte jener rationellen Richtung, die unter dem französisch gebildeten König vergeblich im Volke Fuß zu fassen suchte, eine um so stärkere Reaction. Auf geistigem Grund und Boden rief sie in Deutschland, nach einer ästhetischen Sturm- und Drangperiode, jene große kosmopolitische Litteratur hervor, mit der wir uns allerdings in der Reihe der Nationen eine geistige Existenz eroberten, in deren Idealismus uns aber, als der Bau der Welt zu Ende des Jahrhunderts aus seinen Fugen trat, jede nationale Haltung unmöglich blieb. Der Begriff einer Weltlitteratur blieb Chimäre, der Begriff des Weltbürgers ein leerer, ein unmächtiger, sobald der Sturm der Völkergeschichte uns durchschüttelte. Seitdem hat die Bildung sich auf die Kraft des Volkes stützen gelernt, sich als eine nationale zu begreifen angefangen; sie hat ebenso das Bewußtsein gewonnen, daß sie nicht außerhalb des Christenthums, sondern wesentlich in und mit demselben ihren Fortschritt zu gestalten habe. Jene angeblich vernünftige Aufklärung unter dem preußischen Friedrich, die schließlich auf eine lediglich Berliner Aufklärung einschrumpfte, war — von ihren unnationalen Ausgangspunkten abgesehen — auch in ihren Folgen so undeutsch, daß sie für die großen Reformen Kaiser Josephs, der in kirchlicher und staatlicher Beziehung Deutschland mit neuem Geiste zusammenzufassen versuchte, nur Spott und Hohn oder jene kalte Gleichgültigkeit, jenes Phlegma hervorzurufen wußte, die wir als das schlimmste Erbtheil unseres Naturells kennen. In religiöser Beziehung hielt sich diese Aufklärung

des vorigen Jahrhunderts in ihrem Dünkel für so sicher, daß sie das Christenthum bezwungen glaubte, indem sie es ignorirte. Der Lauf unserer Entwickelung hat sich mit dem Bedürfniß der Völker als ein ganz anderer herausgestellt.

Was den Hauptpunkt in der Streitsache zwischen Mendelssohn und Lavater, den Kern einer Debatte zwischen Judenthum und Christenthum betrifft, so hat ihn Mendelssohn in seiner äußerlich bedrängten Stellung nur leise bei Seite geschoben, nicht. erledigt. Ich zweifle freilich, ob Mendelssohn, auch wenn er nicht persönlich bestürmt wurde, den Nerv der Sache von freien Stücken besser erfaßt hätte. Nicht weil er Jude, sondern weil er Rationalist jener Zeit war, konnte er den eigentlichen Lebenspunkt des Christenthums nicht verstehen. War ihm der Stifter des Christenthums nur jener sittlich ausgezeichnete Mann, dem er seine Achtung bezeigen durfte, ohne sich weiter um dessen geheimen Zusammenhang mit der Entwickelung der Menschheit zu kümmern, so war ihm diese ganze europäische Entwickelung, die sich achtzehn Jahrhunderte hindurch wesentlich als eine vom Christenthum bestimmte ergab, eine rein zufällige. Konnte sich die Aufklärung des Mendelssohn'schen Zeitalters, die sich der christlichen Ueberlieferung enthob, als ein schließliches Ergebniß aller Mühen und Kämpfe des Geschlechts ansehen, so war damit dies Christenthum, dessen die Bildung nun endlich los wurde, mindestens als überflüssig erklärt. Das aber hieße wieder die Menschheit in ihren Kämpfen, Aengsten und Wehen im Stiche lassen. Dazu

kommt, daß Mendelsſohn's Achtung vor der menſchlichen Perſon Chriſti ſich an eine Bedingung knüpfte, deren Stellung ein gänzliches Mißverſtändniß deſſen bekundet, was den Kern des Chriſtenthums ausmacht. Mendelsſohn äußerte in der Berliner Zuſammenkunft mit Lavater, wie ſehr gern er bereit wäre, die Perſon Chriſti anzuerkennen, hätte ſich dieſer Jeſus von Nazareth „nicht die Ehre der Anbetung, die dem einigen Jehovah gebühre, angemaßt." Abgeſehen von dieſer Verdrehung der Sache in der Bezeichnung einer Anmaßung, die von der ruhig und ſtill in ſich gehaltenen Natur des perſönlichen Chriſtus weit ablag, ſo iſt gerade das, was jenen Jeſus von Nazareth zu einem Chriſtus macht, in ſeiner Entdeckung zu ſuchen, der Gott ſei nicht blos Herr des Himmels und der Erde, er wettere nicht draußen in den Elementen umher, er ſei nicht blos der große Jenſeitige, der von weiter Ferne her die Geſchicke der Völker regiert. Die Entdeckung, daß Gott auch der dieſſeitige, uns nahe, täglich fühlbare Geiſt, die Entdeckung des Göttlichen im Menſchen macht das Chriſtenthum erſt zu dem, was es iſt. Daß die Menſchheit Jahrhunderte lang aus Mißverſtändniß dieſer Offenbarung gegen ihr eigen Fleiſch und Blut gewüthet, hebt dieſe Offenbarung nicht auf. Mendelsſohn hat namentlich in ſeinen brieflichen Erläuterungen an den Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der ihm geradezu die Frage vorlegte: warum ein Weltweiſer, wenn er als Jude geboren, das Neue Teſtament verwerfen könne, redlich und ehrlich bewieſen, wie wenig ſein rationales Zeitalter bei dem quälenden Reiz

nach dem Unsichtbaren, selbst bei der Sehnsucht nach Unsterblichkeit im Stande war, den Kernpunkt des Christenthums zu begreifen.*)

Seitdem Mendelssohn durch Lavater so gewaltsam mit seiner Person in die Oeffentlichkeit gedrängt worden, ward er scheuer und hielt sich stiller. Es fehlte ihm nicht an gutem Humor, um schlecht geführte Stöße zu pariren, aber er wagte selbst keinen Ausfall mehr. Einen unwirschen Stürmer, der sich in die Bekehrungsstreitigkeit mischte, und ihn öffentlich aufforderte, seine Ueberzeugungen öffentlich zu beschwören, verwies er lächelnd auf die Thatsache, wie wenig Gültigkeit damals vor Gericht ein Judeneid habe. Nicht selten witterte er auch Verrath und fürchtete eine Falle, die man ihm legen könne. Durch einen hochgestellten Berliner Beamten erhielt er von einem anonymen Manne von Stand einen Entwurf, wie die Juden in Europa zu politischer Gültigkeit gelangen könnten. Er dankte diesem Menschenfreunde und machte die

*) Der verstorbene Dr. B. Beer erklärte sich in seiner Uebersetzung der Schrift von Salomo Munk: La philosophie des Juifs gegen diese meine Auffassung von Mendelssohn's Verhältniß zum Inhalt des Christenthums. Mendelssohn's Aeußerung, die Secte der Unitarier sei es unter allen christlichen Bekennern, mit der sich der aufgeklärte Jude allenfalls verständigen könne, sei die Angabe des äußersten Grenzpunktes, bis zu welchem der gewissenhafte Jude dem Christen entgegenzukommen allenfalls im Stande wäre. Dies „Allenfalls" giebt der Sache einen Anstrich des Handelns und Marktens. Kernpunkt des Christenthums ist der Begriff der Sohnschaft Gottes, die Entdeckung der Kindschaft des Menschen zu Gott, die Immanenz Gottes in der Weltgeschichte.

Gegenvorſtellung, wie er fürchte, ſeine Glaubensgenoſſen hätten ohne ihre Schuld durch den Druck, unter dem ſie ſeit Jahrhunderten gelebt, allen geiſtigen Schwung, ſelbſt den natürlichen Trieb zur Freiheit, eingebüßt. Dabei war er jedoch, trotz ſeiner Kränklichkeit und während die Hälfte jedes Tages ſeinem Comptoirgeſchäft angehörte, unausgeſetzt thätig, im Einzelnen und Kleinen das Licht ſeiner Ueberzeugungen in Kunſt und Wiſſenſchaft wirkſam zu machen. Seine Kritiken und Aufſätze, meiſtens Beiträge zu den „Briefen die neueſte Litteratur betreffend" und zur Berliner Monatsſchrift, füllen in der Sammlung ſeiner Schriften zwei ſtarke Bände. Der gefällige Scherz, die humane Freundlichkeit geht hier mit getreuer Sorgfalt, mit gewiſſenhafter Treue Hand in Hand. Eine Auswahl davon würde uns eine kleine Reihe von Muſterſtücken deutſcher Proſa aus einer Zeit liefern, wo der ältere Theil der Nation noch in barbariſchem Deutſch auftrat, die jüngeren erſt in koloſſaler Ungebärdigkeit einen neuen Anlauf nahmen.

Von ganz beſonderem Segen ward Mendelsſohns Thätigkeit in ſprachlicher Hinſicht für ſeine Glaubensbrüder. Er überſetzte ihnen die fünf Bücher Moſes und ließ dieſe Uebertragung zunächſt mit hebräiſchen Lettern drucken, um ihr in den jüdiſchen Schulen Eingang zu verſchaffen. Seine Ueberſetzung der Pſalmen hatte eben auch nur den Zweck und das Verdienſt, den Jargon ſeiner Genoſſen auszurotten. Widerſpruch, Haß und Verfolgung ward dafür ſein Theil; die Oberrabbiner von Hamburg und Fürth belegten alle Die mit

dem Bann, die seine Bücher lasen. Sein Zweck ward aber erreicht: die Talmudschulen wurden leer, die jüdische Jugend entwickelte sich deutsch, das Judenthum begann mit der Sprache zugleich deutscher Bildung und Gesittung entgegenzureifen. Mendelssohn wurde von den Redactoren des Allgemeinen Landrechts in Preußen bei Abfassung der Judenordnung zu Rathe gezogen; Dohm's Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden erschien Hand in Hand mit den Ansichten über Anerkennung der Gewissensfreiheit, wie sie Mendelssohn als erste Bedingung eines sittlich geordneten Staates forderte und in seinem Werke „Jerusalem" öffentlich niederlegte. Es war im Jahr 1783, als Kant dies Buch „die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform in der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft" nannte. „Sie haben, schrieb ihm Kant, die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit für jede Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen beläftigt und drücken kann, von der ihrigen absondere, welches endlich in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewissen beläftigenden Religionsgesetze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht."

Dies war derselbe „alles zermalmende" Kant, wie ihn Mendelssohn, mit dem Eingeständniß, ihn nicht recht zu verstehen, in seinen „Morgenstunden" nannte. Dies berühmte

Buch erſchien zuerſt im Jahre 1785. Mendelsſohn, bereits von dem abgewendet, was deutſche Speculation mit neuem, gewaltigen Impuls bewegte, faßte ſchließlich die Summe ſeines Wiſſens in dieſen Betrachtungen über Gott und göttliche Weltordnung zuſammen. Dieſe Unterhaltungen waren aus den wirklichen Morgenſtunden hervorgegangen, die er ſeinem Sohne und einigen andern jungen Männern widmete, um ihnen eine philoſophiſche Propädeutik zu geben. Mendelsſohn war mit ſich und ſeiner Welt fertig. Er fühlte, daß ſeine Beweisführungen, noch immer zum Theil mit einem leiſen Geruche aus der alten Wolff'ſchen Schule behaftet, nicht mehr ausreichten, um mit Kant Schritt zu halten. Ihm hatte die Philoſophie des Wahrſcheinlichen, die Philoſophie der mathemathiſchen Evidenz und indirecten Beweiſe zeitlebens genügt. Aus Sophiſtik und Schwulſt, wie ſie der alten Schule ehedem eigen, hatte er ſich ſchon in ſeiner Jugend glücklich gerettet. Sein ethiſcher Menſch mit der attiſchen Eleganz des Geiſtes hatte Anmuth und liebenswürdige Einfachheit in die metaphyſiſchen Unterſuchungen gebracht, in denen ſonſt abſtruſe Barbarei und der Dünkel der mathematiſchen Rechthaberei geherrſcht. Des Wiſſens war genug in der Welt nach Mendelsſohns Meinung; er verlangte Früchte fürs Leben. Die Philoſophie ſollte jetzt den Verkehr der Menſchen unter einander befruchten, Familie, Geſellſchaft, Staat ſollten den Genuß haben von den Ergebniſſen deſſen, was die Philoſophie über Gott und Welt als muthmaßlich ausgedacht. Es war noch wenig erreicht, um das Daſein erträglich zu

machen, und dies Wenige war in Deutschland noch täglich bedroht. Mit diesem Gefühl der Ueberzeugung: die Summe des Wissens müsse jetzt praktisch anwendbar werden und der wirklichen Welt zu gute kommen, schloß Mendelssohn ab mit sich und der Zeit. Er war unter den Philosophen des alten Schlages der Sokrates, d. h., der seine Lehre praktisch bethätigende Mensch geworden, und zugleich der Künstler in der Darstellung. Deutsche Speculation aber, der Verwirklichung ihres Wissens für Gesellschaft und Staat abhold, bohrte immer wieder von neuem nach den Wurzeln des geheimnißvollen Geistes. Sie hob mit Kant ihre neue Revolution im Reich der Abstraction an. Deutschland verstand ihn nicht, ignorirte ihn zehn Jahre lang. Endlich begriff man erst, daß es sich, während man sich schon auf die praktischen Dinge dieser Welt wandte, um einen ganz neuen weltfremden Anlauf im Bereich deutscher Wissenschaft handelte. Kant untersuchte erst die Mittel, eh' er an den Zweck ging. Er fand sie unzureichend und zerstörte sie. Somit befreite er erst die Philosophie von der Sklaverei der alten Begriffsbestimmungen, mit denen man zu Felde gezogen war, ohne sie als Waffen geprüft zu haben. „Kant's Tiefsinn, sagte Mendelssohn am Abend seines Lebens, wird hoffentlich mit demselben Geiste wieder aufbauen, mit dem er niedergerissen hat."

In den „Morgenstunden" finden wir auch Mendelssohn's Versuche, den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern. Er war Leibnitzianer, insofern er sich zu dem Glau-

ben an eine vorherbeſtimmte vollkommene Welt bekannte. Aber er fühlte ſehr wohl, daß dieſer Vollkommenheit von Leibnitz gar kein zeitlicher Anfang gegeben ſei, noch weniger die Begriffe des Fortſchrittes, der Entwickelung und der Unendlichkeit ſich damit verbinden ließen. Spinoza's ſchwindelnde Tiefe reizte ihn; er hätte gern Leibnitz mit Spinoza ausgeglichen. Daß die Seele nichts als der ſich denkende Körper, der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele, daß Intenſität und Extenſität zuſammenfallen, Gott und Welt in ein großes Eins ſich zuſammenfaſſen ſollten: das erſchien ihm freilich ungeheuerlich. Er hatte gegen die franzöſiſche Frivolität geeifert, wonach die Seele nichts als eine Modification der Materie; er ſträubte ſich jetzt mit gleich gutem Rechte, daß der Menſch und alle Natur nur eine Modification des Unendlichen ſein ſolle. Es kam ihn ein Schauder an, wenn er bedachte, daß in dieſem Abgrund von Nothwendigkeiten weder Gott noch Menſch ihre Freiheit fänden. Und dieſer Spinozismus galt in damaliger Zeit mit allen ſeinen Schreckniſſen für ſo verrucht, daß, wer ihn theilte, als Pantheiſt, als Atheiſt gebrandmarkt wurde. Friedrich Heinrich Jacobi machte ſchließlich an Leſſing dieſe Entdeckung. Leſſing habe ihm in einer perſönlichen Beſprechung unumwunden geſtanden, wenn er ſich durchaus zu etwas bekennen ſolle, ſo ſei's zum Spinozismus. Der Streit begann zwei Jahre nach Leſſings Tode, ſchon 1783. Mendelsſohn war erſchrocken; er ſetzte dem verewigten Freunde, ſeinen Verdienſten um Licht und Tagwerdung in einer dunkeln Welt, in den

„Morgenſtunden“ ein ſchönes Denkmal. Er ſprach dort von einem geläuterten Spinozismus, den zu conſtruiren freilich ſeine Kraft nicht ausreichte. Der Streit ward immer heftiger; der Fanatismus der kirchlichen Orthodoxie erwachte. Mendelsſohn wußte, was es hieß, um eines Glaubensartikels willen bürgerlich für ehrlos erklärt zu werden. Jacobi ſchrieb ſein ſtürmiſches Buch „über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moſes Mendelsſohn.“ Hier wurden Pantheiſt und Gottesleugner gleichzeitig an den Pranger geſtellt. Da galt es eine Ehrenrettung Leſſings! Mendelsſohn, krank und zitternd, ſchrieb ſie mit einer Haſt, als ſtände der Tod hinter ihm. „Mendelsſohn an die Freunde Leſſings“ war ſeine letzte Arbeit. In heißer Eile trug er ſie ſelbſt zum Buchhändler, die kalte Winterluft befiel ihn tödtlich; wenige Tage nachher war er todt. Die Ehrenrettung des Freundes erſchien erſt nach Mendelsſohns Tode, der am 4. Januar 1786 erfolgte. Engel, Moritz, Friedländer, Marcus Herz umſtanden ſeine Leiche; Leſſings Büſte, das Palladium ſeiner Häuslichkeit, blickte auf den Todten hernieder. Das aufgeklärte Berlin verlor an ihm ſeinen edelſten Vertreter, das Judenthum ſeinen Reformator, mit dem es anfing deutſch zu werden.

IV.

Kant.

IV.

Kant.

Der Philoſoph der deutſchen Aufklärungszeit hat äußerlich faſt in einem Winkel ein Stillleben geführt und doch beinahe andauernder als der König und als der Dichter der deutſchen Aufklärung unſere geiſtige Welt in Aufregung geſetzt. Der Staat Friedrich des Großen ging in Trümmer, Litteratur und Kunſt fielen ab von Leſſings Principien, und an Kants Widerlegung oder Ergänzung arbeitete das neue Jahrhundert noch unausgeſetzt bis in unſere Tage, ſelbſt nachdem Hegels Syſtem die Kritik der reinen Vernunft überwunden, ihre Fragen beantwortet, ihre Poſtulate erfüllt und erledigt zu haben ſchien. Iſt etwa die deutſche Katheder-weisheit dauernder noch als was wir ſtaatlich und im Gebiet der Künſte ſchufen? Dann ſäße am Ende unſerer Tage allein nur der abſtracte Philoſoph auf den Trümmern der germaniſchen Welt, ein deutſcher Jeremias, der an den Waſſern Babylons die Welt, wie ſie hätte ſein ſollen, in ſtillen Gedanken zuſammenbaut!

Der Philoſoph iſt der moderne Mönch. Er ſucht die Welle des Blutes in ſich zu beſchwichtigen, um dann, wie

er wähnt von Sinnestäuschungen unbeirrt, was hinter den Erscheinungen liegt, das Ding-an-sich, zu begreifen. Die Philosophie beginnt bekanntlich damit, an allem zu zweifeln, gleichviel ob es in die Sinne fällt oder der Glaube der Menschen es überliefert. Er nennt dies das Element des „reinen" Denkens und in seiner Unerschütterlichkeit liegt eine Weltentsagung. Damit ihm innerlich ein Licht aufgehe, schließt er die Augen, um sich nicht von der äußern Sonne blenden zu lassen. Er würde als Mensch verhungern, wenn glücklicher Weise nicht Thier genug in ihm wäre, um Speise zu sich zu nehmen, bevor er deren Stoff und Zusammensetzung chemisch geprüft und begriffen. Sowie es Politiker giebt, die unfähig sind einen Staat zu schaffen, weil sie den besten Staat erzielen, so ist der Philosoph ein Lebenskünstler, der das Leben nicht eher beginnen will bis er dessen Form und Inhalt kennt, sich nicht eher zu Tisch setzt, als bis er alle die Vorbedingungen durchschaut hat, die eine Besetzung der Tafel fordert. Kant ist der Urphilosoph der Deutschen. Seine Philosophie besteht in der Untersuchung, ob es möglich sei zu philosophiren. Er fand, daß es möglich sei, aber daß es zu nichts führe. Denken, fand er, sei nicht blos heilsam, sondern sogar nothwendig; aber das Ziel des Denkens sei ein Vacuum, das Ding-an-sich sei nicht erkennbar; denken könne der Mensch, aber nicht erkennen. Bevor man zu denken unternehme, müsse man seine Befähigung dazu prüfen, die Untersuchung der Instrumente des Denkens müsse allem Denken zuvorgehen. So naiv war der forschende Tiefsinn

Kants. Als ob es nicht schon denken wäre, wenn man es bedenkt, denken zu wollen und zu müssen!

Mit dieser Skeptik war dem Zeitalter gedient, denn es that noth, den bisherigen Dogmatismus zu stürzen der Alles in Formeln beweisen zu können gemeint; es that noth, die Tenne zu fegen, wo bisher leeres Stroh gedroschen war; aber es war schlimm, daß schließlich beim bessern Dreschen das Korn doch ausblieb, um Brot des Lebens zu erzielen, so gut auch Kants Tenne war und so gründlich die Art seines Dreschens. Es war heilsam und nothwendig, tabula rasa zu machen und aufzuräumen, aber es war schlimm, einzugestehen, daß die Tafel leer bleiben müsse, weil die ächten und wahren Stoffe zur Besetzung der Tafel unerreichbar seien. Mit athletischem Hunger setzten sich die denkenden Menschen des Jahrhunderts der Aufklärung zu Tische und verzichteten mit der Kraft eines Herkules darauf, sich am Absoluten zu sättigen. Mit einer Energie der Titanen, die den Himmel stürmen, zogen sie aus, die Wahrheit zu erobern, und fanden, daß die Wahrheit gar nicht zu erobern, sie selbst aber nur jene Kriegsknechte seien, die mit Stangen und Spießen auszogen, um den Herrn zu fangen.

Die Berkeley'sche Philosophie war die erste, die an unserem Auge nachwies, daß wir mit unserer Sehkraft nicht eigentlich die Dinge selbst erfassen, sondern vielmehr nur deren Spiegelbild auf der Netzhaut unseres Sehorgans. Nach Locke läßt sich gar nicht über die Dinge, nur über unsere Vorstellungen von den Dingen streiten; die Beschränktheit

unſerer Organe lege uns Feſſeln an. Auf dieſem Boden der ſchottiſchen Skepſis jener Hume und Hobbes faßte Kant, ſeiner Familienabkunft nach ſelber ein Schotte, Fuß, um in ſeiner „Kritik der reinen Vernunft“ nachzuweiſen, daß unſere Inſtrumente des Denkens wohl zum Denken, aber nicht zum Erkennen ausreichten, das Ding-an-ſich nicht erkennbar, das Abſolute nicht meßbar, Gott ein uns ewig fernes, ewig unbegreifliches Jenſeit ſei. Bei dieſer faſt verzweifelnden Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des menſchlichen Wiſſens blieb aber doch der deutſche Trieb ſpeculativer Forſchung, der Fauſtiſche Drang nach Erkenntniß der Höhen und Tiefen des Lebens unerſchöpflich, unermüdlich, und um ſo bewunderungswürdiger.

Bis zu dieſer Negation, bis zu dieſem Bankerott im Ergebniß: Ich weiß daß ich nichts weiß, reicht wenigſtens die Kant'ſche Philoſophie in der Kritik der reinen Vernunft, deren erſte und urſprüngliche Geſtalt in der Ausgabe von 1781 erſchien. Widerlegt aber war damit weniger der Inhalt und die poſitive Wahrheit des thatſächlichen Lebens als vielmehr die Vergangenheit aller Philoſophien bis dahin. Widerlegt war damit der orthodoxe Buchſtabenglaube der Theologen, widerlegt der Wolff'ſche Dogmaticismus, der beweiſen wollte, daß er Alles beweiſen könne. Angezweifelt war damit Carteſius, der mein Daſein nur ſofern ich es denke ſetzte: Cogito, ergo sum. Widerlegt ſchien damit auch Spinoza, der Alles sub specie aeterni ſah, Geiſt und Natur nicht zu trennen wußte und die Unterſchiede nur für Schein

nahm, ſo daß ihm bei aller Tiefe Gott und Welt doch nur wie ein abſoluter Urbrei, ein Chaos erſchien, wofür das Wort der Schöpfung und der Erlöſung ausblieb. Geleugnet war auch Mallebranche, der tiefſte und liebenswürdigſte unter den franzöſiſchen Philoſophen, mit ſeiner Lehre: Wir ſind, was wir ſind, in Gott, wir leben und weben, und alſo fühlen und denken wir auch in ihm. Geleugnet, wenn auch nicht beſeitigt war mit Kants Kritik der reinen Vernunft auch aller Sinn und Gehalt des offenbarten Chriſtenthums, weil der Verſtand, der von Gottes Weſen nichts wiſſen wollte, auch von ſeinen Mythen und Symbolen nichts verſtehen konnte. Die Kritik dieſer reinen Vernunft war nichts als die Kritik des leeren Verſtandes, der ſich im zähen Eigenſinn ſeiner Alles durchbohrenden Rechthaberei um allen Inhalt bringt, und bei all ſeiner Thätigkeit, Endliches an Endliches zu knüpfen und Sandkorn auf Sandkorn zu häufen, die Totalität einer Welt doch nicht zuſammenbringt. Gleich der ihr nachfolgenden politiſchen Revolution, die eben ſo ſehr die Miſſion einer Weltbefreiung auf ihr Gorgonenſchild ſetzte, um alle Entartung, alle Mißbräuche und Sünden der Vergangenheit mit Einem Schlage niederzuſchmettern, ſah ſich die Kant'ſche Philoſophie bei aller Ruhe, bei aller verhaltenen Kraft und Beſcheidenheit, die ihr eigen, in ihren Wirkungen wie in ihren Endergebniſſen vor einer tabula rasa angelangt, und um Zeugungskraft verlegen, doch genöthigt, die alten Elemente Stück für Stück wieder neu zu erfinden, wie Robespierre ſich genöthigt ſah, den alten abgeſchafften Gott mit Decret

wiedereinzuſetzen. Jeder große, weltgeſchichtliche Reinigungsact einer Revolution hat ſeine poſitive Berechtigung, aber doch nur negative Ergebniſſe. Die Reaction folgt dem Umſturz auf dem Fuße und die alten vertriebenen Götter, ſoweit ſie thatſächliche Elemente des Lebens vertreten, kehren zurück, ſo wahr es auch ſein mag, daß die Menſchheit in ihrer Entwicklung ſtets drei Schritte vorwärts thue, um zwei zurückzumachen. Kant wartete nicht erſt auf die ihm nachfolgende Reaction der Naturphiloſophie Schellings, der trunken im Anſchaun der Naturkraft in ihr den verlornen Gott zu finden meinte; Kant war bei aller ſeiner Klarheit doch tief genug, um aus eigenem Antrieb zu reagiren. Das Herz in ihm erlaubte ihm nicht, den Verſtand in Negationen triumphiren, die Skepſis auf dem Trümmerhaufen der umgeſtürzten Säulen ſchwelgen zu laſſen. Was ihm unbeweisbar blieb, danach blieb doch noch in der Seele das drängende Bedürfniß; was der Kopf nicht erklären konnte, dafür ſprach doch noch ſehnſuchtsvoll eine Stimme im Gefühl und im Gewiſſen. Das Gewiſſen, dieſer Inſtinct unſeres Zuſammenhangs mit dem geiſtigen und göttlichen Weſen, war ihm ſo viel werth als alle Zuverſicht des Verſtandes auf die mathematiſche Richtigkeit ſeiner Beweiſe. Auf ſtarke Charakterkraft ging ſein ganzes Weſen, die Zurechnungsfähigkeit des Menſchen für ſich, ſein Fühlen und Thun gab er nie auf, mithin blieb er aller bequemen Lehre von der Erlösbarkeit durch fremdes Verdienſt und Blut ſehr fern. Aber er konnte mit der Verzweiflung die Philoſophie nicht enden laſſen, das

Nichts nicht festhalten beim Deficit seiner Rechnung und beim Bankerott der Verstandeskräfte, das Absolute zu fassen und zu finden. Kant schrieb acht Jahre nach seiner Kritik der reinen Vernunft seine Kritik der praktischen Vernunft, zwei Jahre nach dieser seine Kritik der Urtheilskraft. Ein langes, studienreiches, arbeitsvolles Leben lag zwischen alle dem; er hatte den Himmel und die Erde, die physische Geographie und die Dynamik der Kräfte, die Entwicklung der Völker und der Individuen erforscht, und wenn er weder im Himmel noch auf Erden Gott in seiner wahren Gestalt gefunden, so hatte er doch überall Spuren von ihm entdeckt, überall ein Ringen und Sehnen nach dem Absoluten, in der Menschenbrust aber ein entschiedenes Bedürfniß danach entdeckt. Das Geschlecht braucht einen Gott, deshalb gab Kant ein Dasein Gottes zu. Die Lehre von der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele hatte er aus aller Metaphysik hinausgetrieben, um ihr auf dem Boden der Moral desto bereitwilliger eine Hinterthür zu öffnen. War es in der That das Mitleid mit der Erbärmlichkeit der Creatur, was ihn trieb, ihr die Krücke des Glaubens an einen Gott zu gestatten? — Heine, der Spötter, sagte, nur um Lampe's willen habe Kant einen Gott wiedereingesetzt und zugelassen. Wenn nämlich der „schöne Magister" auf dem nach ihm in Königsberg benannten Philosophendamm seine Nachmittagspromenade hielt, regelmäßig und prompt wie sein ganzes Junggesellenleben war, dann wandelte sein Diener Lampe dicht hinter ihm her, den Regenschirm in der Hand, der

Magiſter ſelbſt ſehr ſchmuck und elegant, mit Manſchetten und gekräuſeltem Haartoupé, der Diener aber etwas ſchäbig und kahl, wenn auch rein gebürſtet wie ſein Herr. Es war damals noch Luxus, ſpazierenzugehen. Der Magiſter konnte dieſen Luxus ſich geſtatten; Lampe aber hatte Weib und Kinder zu Hauſe und der karge Lohn erlaubte ihm nicht ſolchen Müßiggang. Somit ſah er trübſelig drein, während ſein Herr, immer heiter und lächelnd, ſich ſelbſt genug und ohne Sorge für Weib und Kinder daheim, im regelrechten Selbſtbewußtſein ſeiner reinen Vernunft nie eines Troſtes bedurfte. Lampe aber war unglücklich und ſorgenvoll, auch nicht ganz rein in ſeinem Gewiſſen; vielleicht auch gepeinigt von einer heimlichen Leidenſchaft. Die von Leibnitz geſetzte präſtabilirte Harmonie, der von Ewigkeit her beſchloſſene Zuſammentact von innerem Glück und äußerem Schickſal, fehlte dem Lampe. Lampe brauchte Etwas, das die Lücken der Welt bei ihm füllte, und wenn ein alter Philoſoph in Griechenland des Glaubens war, in den Poren der Welt ſäßen die Götter, ſo brauchte Lampe einen Gott, ein Weſen, das jenſeits wenigſtens die Lücken des Erdenlebens ſtopfte und vergalt. Um der Erbärmlichkeit dieſes irdiſchen Lebens und dieſer Creatur willen beſchloß Kant die Exiſtenz eines Gottes anzunehmen, ob er ſie ſchon nicht beweiſen konnte.

Ich führte Heine's Scherz nur aus, um ihn in dieſer Faſſung innerlich zu begründen. Denn der abſurde Fall von der Wiedereinſetzung Gottes durch Kant hat auch ſeinen ſchweren Ernſt. Selbſt Herder, doch wahrlich kein Spötter,

hat die nachträgliche Zulaſſung Gottes in Kants Philoſophie ſehr bitter gerügt. Herder, der zwei Jahre lang (1762 bis 1764) in Königsberg ſtudierte, dreißig Jahre ſpäter in den Briefen zur Beförderung der Humanität ſo voll iſt von des großen Lehrers akademiſcher Wirkſamkeit, war doch entſchieden wegwerfend der Meinung, nach Kants Begriffen ſei Gott nichts als ein bloßer „Nothnagel" im Leben der Menſchen und in der Weltgeſchichte der Völker. — Von zeitgenöſſiſchen Männern in Königsberg ſelbſt waren Hippel und Scheffner entſchiedene Anhänger Kants; Hamann, der ſeltſame Magus des Nordens, der dürftige Acciseeinnehmer und Zollſchreiber, war ſein entſchiedener Antipode. Er war dem berühmten Magiſter zu Dank verpflichtet um ſeiner Stelle willen, die ihn kümmerlich nährte, nachdem er in Saus und Braus leidenſchaftlicher Wildheit ſeine Jugend in London vergeudet. Kant hörte nie auf, mit ihm in Freundſchaft zu verkehren, er fühlte die Nothwendigkeit eines diametralen Gegenſatzes in dieſem Jakob-Böhme-redivivus, der am Urbronnen einer Offenbarung, die uns ohne unſer Zuthun geſpendet wird, ſich ſeine Nahrung holte, aus einem Quell ſchöpfte, den ſeine Viſionen und ſein myſtiſcher Eifer freilich trübten. Dieſer Antipode Kants, vor dem der große Denker der Antinomien einen heimlichen Reſpect in ſich hegte, eiferte, wenn auch unterdrückt und verſtohlen, gegen alles mechaniſche Kritiſiren, gegen alle mathematiſche Evidenz des ſogenannten „reinen" Begreifens, das nur rein iſt, weil es ſich um allen Inhalt bringt und leer endet. Freilich blieb

Hamanns Polemik gegen die Kritik der reinen Vernunft nur wirksam innerhalb der engen Kreise frommer Theosophen, unmächtig gegen die begeisterten Herolde der Königsberger Philosophie. — Hippel war Kants Famulus und Johannes. In den „Lebensläufen in aufsteigender Linie" brachte er sogar vorweg Kantische Sätze und Anschauungen in's Publicum, bevor der Urheber sie durch den Druck veröffentlicht. Man kennt auch den Brief, den Kant an ihn schrieb, als Hippel Bürgermeister der Stadt, Polizeidirector und Aufseher der Stadtgefängnisse war. Kants Haus und Garten, von ihm in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens bewohnt, lag am Schloßgraben, unfern der sogenannten „Schützerei", dem Criminalgefängniß. Die laute Morgenandacht der Gefangenen störte den großen Denker, der zwar Gott nicht beweisen konnte, aber doch über die Unfähigkeit, Gott zu denken, zeitlebens nachdenken mußte. Kant beklagte sich beim Bürgermeister von Hippel über die „stentorische Andacht der Heuchler im Gefängniß" und bat „diesem Unwesen" abzuhelfen. Deren „Seelenheil" würde nicht „Gefahr laufen", wenn sie ihre Stimme beim Singen mäßigten, „bei zugemachten Fenstern" und „auch dann nicht aus allen Kräften schreiend." Das Zeugniß des Wärters, „um das es ihnen wohl eigentlich zu thun scheine, als ob sie gottesfürchtige Leute wären," könnten sie ja dessenungeachtet bekommen! — Friedrich der Große, der König der Aufklärung, ging bekanntlich noch einen Schritt weiter als der Philosoph der Aufklärung. Er konnte christliche Andacht nicht leiden,

ließ es erſt im tiefen Unglück gegen Ende des ſiebenjährigen Krieges ſtillſchweigend zu, wenn die Regimenter nach vollbrachtem Thun und gelungenem Sieg: „Nun danket Alle Gott!“ anſtimmten, und entblödete ſich ſpäter nicht, eigenhändig, bei Gelegenheit der Geſangbuchsreform die Cabinetsnote zu ſchreiben gegen Paul Gerhards Lied: Nun ruhen alle Wälder und „anderes dumme Zeug“.

Mit Friedrich hatte Kant die Autonomie des Subjects gemein. Königthum und Philoſophie vollzogen gemeinſam die Atomiſtik des Einzelweſens. Das ſich für frei haltende Ich des denkenden Menſchen warf allem von außen und von der Ueberlieferung Gebotenen den Fehdehandſchuh hin. Zu dieſem Act der Autokratie ſeiner ſelber gehörte Kraft, und ſtarke Menſchen, gewappnete Männer erwuchſen aus dieſer Saat von Drachenzähnen. Aber ſie ſtanden plötzlich ſtille wie in eine Sackgaſſe verrannt, und wo nicht ſie ſelbſt, ſo doch die Folgerungen ihres Denkens führten nothgedrungen zu dem Entſchluß, Kehrt zu machen. So blieb ihre Arbeit Stückwerk, zwiſchen ihrem Beginnen und Vollenden ergab ſich der große, noch nicht geſühnte Bruch, die große, noch unausgefüllte Kluft in der Entwicklung unſrer Nation. Sowenig Friedrich bei aller freien Geſinnung ſeiner Aufklärung den freien Staat ſchaffen konnte, ſowenig brachte die kühne Kraft der „reinen Vernunft“ ein Syſtem des Denkens zum Abſchluß. Dieſer Kraft und dieſer Kühnheit fehlte nicht die Macht, das Jahrhundert in Aufregung, alle Elemente in Spannung

zu ſetzen, wohl aber der Segen und das Glück des Gedeihens, mit dem die große Erbſchaft anzutreten war.

Wenn an Allem zu zweifeln der wahre Anfang alles Philoſophirens iſt, das Ziel aber, vor und in dem Licht der Vernunft Alles zu begreifen und begreiflich zu finden, dann iſt den Deutſchen in Kant und Hegel Anfang und Abſchluß ihrer großen philoſophiſchen Lehrzeit gegeben und im Kreislauf beendet. Kants Tiefe beruht in dem unerbittlich zähen Abſtractionsproceß, in dem halsſtarrigen Trennen der Anſchauungen von den Dingen, von denen wir eben nur die Erſcheinungen abſtrahiren, in dem eigenſinnigen und gewaltſamen Entfremden unſerer Begriffe von unſeren ſinnlichen oder blos empfundenen Eindrücken, um ſogenannte reine Anſchauungen und reine Begriffe zu erhalten. Als ob nicht der Begriff des Dings deſſen innerſtes Weſen wäre! Als ob ein Ding, bevor es in die Erſcheinung trat, nicht erſt gedacht werden mußte! Nicht von einem Subject beliebiger und zufälliger Einzelnheit, ſondern vom Urweſen, das ſchöpferiſch nur ausführte was es gedacht, ſowie es ſymboliſch heißt: Gott ſprach und es ward, ſein Sprechen aber ſein Denken war. Und unter dem Deſtillirkolben der Kant'ſchen reinen Vernunft wurde die Eſſenz, nach der das Jahrhundert verlangte, immer auf- und abgeklärter, ein immer dünnerer, ſich verflüchtigender Aether. Der tiefſte Irrthum dieſer Philoſophie war eine Vorwegannahme, ein Vorurtheil, während doch ihre Miſſion darin beſtand, den Wahn des Jahrhunderts und die geſammten Vorurtheile der Menſchheit in Vergan-

genheit und Gegenwart zu ſtürzen. Das Grundvorurtheil dieſer Alles ur-theilenden Kritik war die Annahme, die Wahrheit ſtecke hinter der Erſcheinung verborgen, das Abſolute hinter der Form der Welt. Dieſe Gebrochenheit zwiſchen einer inneren und äußeren Welt war und iſt ſeit dem Zerfall unſerer Nation unſer tiefſtes Gebrechen, ein Gebrechen, das mit uns keine andere theilt. Kant machte daraus ein Syſtem. Als ob die äußere Welt eben deshalb ſo erbärmlich ſein müßte, damit eine innere deſto reichern Erſatz zu bieten hätte! Aber gewiß, die äußere Erſcheinung eines Dings iſt juſt nur ſo erbärmlich als ſein inneres Weſen, ſein Inhalt, ohnmächtig und unfähig iſt, ſeine Exiſtenz darzuthun. Wäre ſein Inneres bedeutender, ſo würde es auch Kraft haben, anders und beſſer in die Erſcheinung zu treten. Was Goethe von der Natur ſagt, gilt wahrlich für jeglich Ding, auch für Gott und Welt: „Natur iſt weder Kern noch Schaale, Natur iſt beides mit Einem Male, doch ſieh nur Du zu allermeiſt, ob Du Kern oder Schaale ſei'ſt!“

Die erſte Täuſchung (das *πρῶτον ψεῦδος*) der Kant'ſchen Philoſophie lag da, wo das ſtaunende Jahrhundert zugleich die größte Bewunderung fühlte über Neuheit, Keckheit und feſte Zuverſicht des Forſchens. Kant wollte, um das Denken zu beginnen, ſich erſt die Möglichkeit des Denkens klar machen, bevor er zum Denken käme und an die Objecte des Denkens treten könne, zuvor die Inſtrumente des Denkens prüfen. Er fand ſie unzureichend, die Dinge-an-ſich zu erkennen. Als ob es nicht ſchon Denken wäre, wenn ich die Fähigkeit zum

Denken erwäge! Als ob nicht: ſich entſchließen, denken zu wollen, ſchon Denken wäre! Selbſt der ſchiefſte und flachſte Gedanke, der durch das Gehirn des Menſchen fährt, ſetzt in ſeinen Bedingungen und Apparaten dazu einen bewunderungswürdigen Proceß der menſchlichen Denkkraft voraus. Auch der Zweifel an Gottes Exiſtenz iſt eine poſitive Kraftäußerung des Denkvermögens, das ſich, wie der Geiſt des Böſen, der Teufel, in einer Oppoſition verſucht. Das Böſe iſt jedenfalls ſo nothwendig zum Poſitiven, wie jene engliſche Partei in einem Schreiben an das Oberhaupt des Staates ſich unterzeichnete: Ew. Majeſtät getreue und unterthänige Oppoſition. Mein Zweifel an Gott iſt nur die Kraft meiner Freiheit, mich aus dem großen Zuſammenhang mit ihm zu löſen, leugnet aber nicht die Exiſtenz eines ſolchen Zuſammenhangs, ſetzt ihn vielmehr voraus. Bleib' ich beim Zweifeln, ſo bleib' ich im Anfang des Philoſophirens, das ja damit beginnt, an Allem zu zweifeln, aber das Philoſophiren iſt bereits damit eröffnet, ſteht es auch noch im Abc, und dem Inhalt des Denkens gegenüber. Dieſen Inhalt zu Ende zu denken, iſt dem Einzelnen nicht geſtattet, wohl aber bleibt dies die Aufgabe des Menſchengeſchlechts und deſſen Ziel, ſich mit dem großen Daſein, mit ſeinen Urkräften und Geheimniſſen in Eins zu wiſſen und in Eins zu ſetzen.

Durch Kant wurde die Theologie aus der Philoſophie ganz hinausgewieſen, als ſei eine denkende Betrachtung Gottes, ſowohl in der Natur als in der Geſchichte, ſowohl in der Sprache unſeres Gewiſſens als in dem was wir Gottes

Wort und Buch nennen, ein Unding, ein Unſinn. Dabei bleibt es doch rührend, wie Kant, nachdem er in ſeiner Kritik der reinen Vernunft die Unmöglichkeit einer Erkenntniß des Abſoluten glücklich nachzuweiſen gewähnt, mithin — unter der jubelnden Zuſtimmung der nach Aufklärung lechzenden Zeitgenoſſen — den Bankerott der theoretiſchen Philoſophie verkündigt, auf anderem Boden, in ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft, die in der Theorie verlorenen höchſten Güter wieder zu retten ſucht. Mit dem Rufe: Ich will! erringt ſich bei ihm die Menſchheit Alles wieder, was ſie im „reinen“ Denken eingebüßt, giebt ſie alle dem Pardon, was ſie im Gefecht unverſöhnlich kriegeriſcher Gegenſätze und Antinomien über die Klinge ſpringen ließ. In der Annahme der Allmacht des menſchlichen Willens liegt neben der Laune der Willkür doch zugleich die ganze Kraft, Macht und Größe jener Philoſophie und jenes Zeitalters, das dieſe Philoſophie und in und mit ihr die ſtarken Charaktere ſchuf, die wir noch heute wie rieſenhafte Gebilde einer Vorwelt, wie antediluvianiſche Mamuths bewundern. In der Rieſenkraft ihres Willens liegt ihre Größe. Ich will einen Gott haben; mithin iſt er da, muß er da ſein, obſchon ich ſein Daſein nicht beweiſen kann und der Glaube der chriſtlichen Ueberlieferung mir nicht genügt es zu beſtätigen! Den überlieferten Glauben nannte Kant asylum ignorantiae, das Aſyl der Unwiſſenheit. Ich finde in mir die Nöthigung, einen Gott anzunehmen, ſagt die praktiſche Vernunft Kants: mithin iſt er. Kant überſah nur dabei, daß dann Gottes Daſein und Weſen das Er-

zeugniß meines Willens und Denkens ist. Auch meines Denkens. Denn der moralische Wille des Menschen ist doch wohl auch sein Denken und sein Gedanke, nicht blos sein Empfinden, nicht blos die Entschließung seiner Gefühlskraft. Wenn ich sage: Ich will frei sein, dann ist die Freiheit ein Product meines Willens. Die Völker begannen beim Ablauf des Jahrhunderts das zu empfinden und sich zu sagen, und wurden und werden frei nach Maßgabe der Kraft und Entschließung, die sie zur Autonomie und Autokratie führt. Die Freiheit ist ganz und gar das Product dessen, der frei sein will, denn sie erwächst aus seinem Willen, in seinem Willen ist ihre sich selbst erzeugende Kraft. Das gab Kant vielleicht zu, denn Angesichts des großen französischen Umsturzes bei dessen Beginn erwuchs in seiner großen freien Seele die Ahnung und die Hoffnung, die Menschheit werde, wenn sie die alten Fesseln brach, auch Zeugungskraft zu neuer Gestaltung haben. Allein dem Gottesbewußtsein gegenüber konnte er sich nicht zur Folgerichtigkeit entschließen, einzugestehen, daß, wenn ich einen Gott brauche, ihn haben will, dieser Gott damit das Erzeugniß meines Willens, das Geschöpf meiner Denkkraft ist. Der deutsche Dichter, der diesem Evangelium zujauchzte und es zur Seele seiner Poesie machte, sang dem Jahrhundert, den Völkern und den Einzelwesen zu: „Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen und sie steigt von ihrem Himmelsthron!“ Was Schiller an der Kant'schen Philosophie reizte, begeisterte und entzündete, war eben die hohe Perspective, die sich der Zeugungskraft unserer

ſchöpferiſchen Gedankenthätigkeit damit eröffnete. Beſonders in Kants Kritik der Urtheilskraft ſah Schiller nicht blos die Freiheit des Ichs, ſondern auch den Weltberuf der Menſchheit zur Freiheit verkündigt, und ſeine Poeſie ſchwört gleich ſehr auf das Evangelium dieſer großen Miſſion, das Ich, die Völker, die Menſchheit all der Feſſeln zu entledigen, die ihnen die altersſchwere Laſt verjährten Herkommens im Laufe der Jahrhunderte geſchmiedet.

Mit dem: Ich will! tritt aber auch zugleich das: Du ſollſt! aus der Seele des Menſchen heraus. Der kategoriſche Imperativ Kants ſtellt nicht blos die Forderung der höchſten Güter, er ſtellt auch die höchſten Forderungen an das Subject, will es ſich dieſer höchſten Güter werth machen, denn um ihrer werth zu ſein, dazu gehört auch die Fähigkeit, ſie zu erringen, ja ſie zu ſchaffen. Seitdem der Feuerglaube der Religion an den Flammen von Scheiterhaufen ſich genährt, ſchien die Religion nicht mehr die reine Fülle des ächt Menſchlichen umfaſſen zu können; das Jahrhundert baute einen neuen, einen allgemeinen freien Menſchentempel und nannte ihn Moral; in ihm wurden die großen Tugenden, die höchſten Begriffe, Hoffnungen, Wünſche, Gebote und Forderungen auf ein freies, ſicheres Fußgeſtell geſetzt. Die Poſtulate mit ihrem: Du ſollſt! füllten die Paragraphen der neuen Lehre in Ermangelung der rechtskräftigen und evidenten, d. h. mathematiſch und buchſtäblich richtigen Beweiſe, an deren Stelle nur Axiome treten. Kants Poſtulate rufen im Menſchen die Sittlichkeit zum Kampfe gegen die

Sinnlichkeit auf, aber ſie geben keinen Abſchluß der Befriedigung; den ewigen Frieden, den Kant ſchließlich den Völkern verkündete, verhieß er nicht dem moraliſchen Einzelweſen, im Gegentheil, er ſtachelte zu dieſem Kampfe die Triebe erſt auf, die zum Gehorſam willig ſind, erhalten ſie ihren ſtillen Tribut, aber ſich aufbäumen, zu wilden, beutegierigen Thieren werden, verſagt man ihnen alle Sühnung, alle rechtmäßig und geſetzlich mögliche Befriedigung ihres an ſich guten Verlangens. Der Dichter, der ſeine Jugendgefühle am Heerde und an der Veſtaflamme dieſer Philoſophie genährt, beſingt auch hier die Poſtulate, doch nicht ohne unwirſche Trübung: „Nein, länger will ich dieſen Kampf nicht kämpfen, den Rieſenkampf der Pflicht!“ Es fehlt der großen Pflichtlehre Kants alle Möglichkeit des Eudämonismus, die Beſeligung des Glückes, die Befriedigung einer verſöhnenden, in ſich ſelbſt ſich vollziehenden Genüge. Die antike Welt mit ihrer ſchönen Harmonie des Innern und Aeußern kannte gar nicht die aufgeſtachelte Qual dieſes Kampfes zwiſchen Sittengebot und Sinnenbedürfniß; wir nennen Moral, was bei ihnen nur Sitte war, ſo daß moraliſch und ſittlich gleichbedeutend, während bei uns Moral und Sitte nicht jederzeit zuſammenfällt. Dem Gebote der Sitte aber unterwarf ſich in Hellas das Individuum ohne Bedenken und ohne Kampf. Bei uns aber fordert die Moral weit mehr, als was Uſus und Sitte iſt. Und weil der Kampf der Sittlichkeit gegen die Sinne, einmal wachgerufen, hienieden nicht zu Ende gefochten wird, ſo muß er nach dem Tode fortgeſetzt werden, gleichſam wie in Kaul-

bachs Hunnenſchlacht Geiſt gegen Geiſt, d. h. Schatten gegen Schatten weiter kämpfen. Weil dem Dieſſeits bei uns allerwärts ein zweckerfülltes Daſein fehlt, nirgends die Mittel zum vollen Zweck kommen, nirgends Verdienſt und Glück in Harmonie iſt und die Tugend ſich meiſtens erſt zu Tiſche ſetzt, wenn das Laſter das Mahl verzehrt hat: ſo muß es und ſoll es ein Jenſeits geben, das dieſe Unbill ausgleicht,— vielleicht auch ohne Ziel und endliche Zweckerfüllung, alſo eine Fortſetzung der dieſſeitigen Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit, eine raſtloſe, aber endloſe Fortſetzung, die wir Unſterblichkeit der Seele nennen. Luſt und Unluſt, inneres Glück und Unglück ſind nach Kant auch nur Wirkung der Erſcheinungen; in uns ſelber ſteht unabhängig davon das Gewiſſen, die Vernunft des Subjects, der Cato in uns mit dem kategoriſchen Imperativ des Sollens. Man hat das an der Lehre des Königsberger Weiſen den preußiſchen, altfritziſchen Corporalſtock geſcholten, unter deſſen Fuchtel der arme Recrutenmenſch bei kargem Solde tritt. Und je weniger Sold hienieden für den ſtrengen Dienſt gezahlt wird, deſto mehr muß es im Lande Jenſeits Banquiers und Wechſelſtuben geben, wo Soll und Haben beſſer ausgeglichen wird! Und die im Jenſeits dieſen wie allen Widerſtreit hebende Kraft iſt Gott. Iſt Gott der blos Jenſeitige, ſo ſind Welt und Natur das Zufällige, Gleichgültige, und nur im Menſchengeiſte und ſeinem angeblich reinen Willen kommt gleichſam mondſcheinartig und mit ſparſam entlehntem Lichte ein Hereinreichen des Göttlichen im irdiſchen Leben zum Durchbruch. — Hier thut Hegel wie-

der noth zur Ergänzung und Berichtigung Kants, indem, was der Natur und Welt als Geſetz abgelauſcht iſt, zum immanenten Gott erklärt wird, mithin das Dualiſtiſche ſich aufhebt, und die alte Leibnitziſche, blos präſtabilirte Harmonie als vollendete Wahrheit und Wirklichkeit anerkannt wird. In der poetiſchen Welt der Deutſchen haben Schiller und Goethe die zweifache Illuſtration deſſen gegeben, was Kant und Hegel im Gebiete des Denkens angebahnt und erledigt, Schiller mit den Poſtulaten der Freiheit, Goethe mit den Rechten der Natur. Nach Schiller hat der Menſch an der Wahrheit und Freiheit, an allen höchſten Gütern nur ſoviel Antheil und Recht, als er zu deren Verwirklichung, zu deren Aufbau mithilft, mitwirkt und mitarbeitet, während Goethe, im ruhig ſichern Vollgefühl, daß die Wahrheit auch ohne mein Zuthun, auch objectiv da iſt, dem Individuum zuruft: „Was machſt du an der Welt! Sie iſt ſchon gemacht!“ Der Gedankengang beider Dichter iſt freilich eine Erfüllung der abſtracten Gedanken der Philoſophie, auf welche dieſe kaum zu rechnen hat. Kants Lehre an ſich, ohne ſolche Erfüllung und Ergänzung, verlor ſich immer mehr in eine bloße Wahrſcheinlichkeitsberechnung. Gott wird von der praktiſchen Vernunft gefordert, und die reine, theoretiſche Vernunft läßt ihn blos als möglich undwahrſcheinlich zu. Aber allmählich gab Kant immer mehr von dem zu, was die Kritik der reinen Vernunft geleugnet; ſelbſt Chriſtus, die Sendung eines makelloſen Urmenſchen, der ſich Sohn Gottes nannte, wird ihm „nicht unmöglich“. Die bloße Kritik des Selbſtbewußtſeins auf dem

Gebiet des Verſtandes und der Empfindung blieb und bleibt den Objecten gegenüber, ohne zu ahnen, daß ſie mit ihrem Thun ſich ſelbſt ebenfalls ein Object iſt. Daß ich mich in einen großen Inhalt hineinempfinde, hineindenke, hineinlebe, dergeſtalt daß nicht ich in ihm, ſondern er in mir mächtig wird, davon iſt in der Kant'ſchen Philoſophie keine Ahnung, während ihre Kühnheit, Alles der eigenen Schaffenskraft und Selbſterzeugung des Denkens zu überlaſſen und verdanken zu wollen, doch nicht ſo weit reicht, dieſe ſchöpferiſche Thätigkeit des Gedankens aus dem engen kleinen Ich des Subjectes in das große Ganze der Welt zu verſetzen. — Der unaufhörlichen Analyſe Kants fehlte alle Syntheſis.

Faſſen wir die Perſon und die Entwickelung des Mannes ins Auge, um das Räthſel der Widerſprüche in ſeiner Lehre und die Kraft ſeines Geiſtes zu verſtehen, der es möglich war, unter der Wucht ſolcher Gegenſätze nicht zu unterliegen.

Das von Deutſchland ſo fern liegende Königsberg auf einem Boden, der durch den Ritterorden mit der Kraft rationeller Arbeit deutſch geworden, giebt die richtige Baſis, eine Natur wie Immanuel Kant zu erzeugen und zu tragen. So fern vom Schooße des deutſchen Lebens, beſitzt die Stadt am Pregel bei dieſer Iſolirung eine verdoppelte Regſamkeit, wo nicht gereizte Empfindlichkeit, ſich geiſtig den Zuſammenhang zu erhalten, ihn ſich ſtets neu zu erobern. Der geiſtige Strom eines deutſchen Gemeinſamkeitsgefühls an der Oſtſee lief damals noch weiter über die preußiſche Grenze hinaus;

Curland und die ruſſiſchen Oſtſeeküſtenländer bethätigten, was ſchon dort die damaligen deutſchen Druck- und Verlagsorte zu Mitau u. ſ. w. bezeugen, weit ſtärkere geiſtige Zuſammengehörigkeit mit uns als heutzutage. Und Königsberg war mit ſeiner Hochſchule ein eiferſüchtiger Sitz des Deutſchthums dort, welches Preußens Regierung in unſeren Tagen vom politiſchen Bundesvereine wieder ausſchied, um ſich den Schein einer europäiſchen, nicht blos deutſchen Großmacht zu erhalten, während Rußland unter Nicolaus die deutſchen Elemente in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen beſchränkte und abtödtete. Angezweifelt und bedrängt, mußte ſich deutſcher Geiſt und Sinn in Königsberg mit um ſo mehr Hartnäckigkeit waffnen, um bei ſo preisgegebener Lage ſlaviſchem Andrange gewachſen zu ſein. Auf polniſche Elemente ſah ſich Königsberg als Handelsſtadt wie Danzig gewieſen. Im Frühjahre wimmelte der Pregel von jenen Wittinnen, den wie Flöße leicht zuſammengefügten Flußfahrzeugen, die ſich nach Verkauf der herbeigeführten Waaren ſelbſt als Waare feilbieten, um nicht zurückzukehren. Engliſche und holländiſche Seeſchiffe drangen vom friſchen Haff in die Pregelmündung herein, um den „holländiſchen Baum" innerhalb der Stadt mit den Flaggen fremder Völker und der Perſpective ferner Erdtheile zu einem Weltplatz zu machen. Innerhalb des Verkehrs der Flußſchifffahrt, in der Sattlergaſſe, lag das Haus, wo des Mannes Wiege geſtanden; das von ihm ſpäter erworbene, von 1783 bis zu ſeinem Tode im Jahre 1804 von ihm bewohnte Haus, das auf einer Marmorplatte jetzt die In-

ſchrift trägt, liegt mehr im Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe des Schloſſes.

Auf dem Philoſophendamme hielt ſpäter der weltberühmte Magiſter, regelmäßig wie eine gute Uhr, ſeine Spaziergänge; der Knabe Immanuel aber durchſtrich auf jedem Gang zur Schule das bunte Gewühl des Lebens an Strand und Hafen. Man hat es verwunderlich gefunden, daß ein Mann von ſolcher Wiſſensluſt im langen Leben niemals über Pillau, ſieben Meilen über Königsberg, hinausgekommen. Aber Bruchſtücke der Welt führte ihm der Handel hier zuſammen, und den Verkehr mit Vertretern aller Nationen, ihm ſehr nöthig bei ſeinem Intereſſe für Reiſen und Weltfahrten und für ein Lieblingsthema ſeiner Vorträge, phyſiſche Geographie und ethiſche Völkergeſchichte, ſetzte er Zeitlebens fort, namentlich ſeitdem er Mittags regelmäßig Tafel hielt, Menſchen aller Stände an ſeinen Tiſch lud und von dieſen ſeinen Gäſten mancher Vielgereiſte, mancher Seecapitän ihm zutrug, wovon der Philoſoph mit ſeinem Bienenfleiß den Honig, den geiſtigen Extract in ſeiner ſonſt einſamen Zelle zuſammentrug und zum wiſſenſchaftlichen Gewinn ausbeutete. Sein Vater war ein nicht eben bemittelter, ehrſamer Sattlermeiſter, der ſich noch Cant ſchrieb wie ſeine in Schottland heimiſchen Vorfahren. Erſt der Philoſoph ſchrieb ſeinen Namen mit K, weil es ihm läſtig war, das Kantige darin durch Verwechſelung des C mit Z im Munde der Leute entſtellt zu ſehen. Seinen innern, geiſtigen Zuſammenhang mit dem urſprünglichen Heimathlande ſeiner Familie wies ich ſchon nach bei

Erwähnung der Anlehnung seiner Philosophie in ihren Anfängen an Locke, Hume, Hobbes. — Ein Anverwandter der Familie gab die Mittel, daß der lernbegierige Knabe studieren konnte; schon 1740, in seinem sechzehnten Jahre und zufällig im Jahre, wo König Friedrich die Regierung antrat, bezog Immanuel Kant die Universität. Anfänglich als Theolog; aber schon das Collegium Fridericianum hatte mit orthodox finsterer Strenge den Sinn des Knaben feindlich berührt; als Student der Theologie, wie es Sitte war, hatte er predigen müssen, weil das zum Broterwerb gehörte, sich aber dann mit seinem hellen Kopfe für Mathematik und Philosophie entschieden. Beide Wissenschaften liefen bei ihm Zeitlebens in einander, so daß er, auch als er auf der Sonnenhöhe seines Denkens stand, die Metaphysik für bankerott erklärte, weil ihren Beweisen die mathematische Evidenz abging; er verwechselte offenbar das blos Richtige eines Rechenexempels mit dem was den Namen des Wahren verdient. Neun Jahre lang war Kant in drei verschiedenen Familien Hauslehrer auf dem Lande, zuletzt in der Familie eines Grafen Kayserling, der den Winter über in der Stadt lebte und dessen Gattin, eine geborne Reichsgräfin von Truchseß zu Waldburg, einen geistvollen Kreis um sich versammelte. Hier erhielt Immanuel Kant den Schliff weltmännischer Sitten, deren Feinheit und Grazie seinem eigenen Sinne entsprach. Man rühmte an seinen Umgangsformen, an seiner Erscheinung in der Eleganz ausgewählter und doch unscheinbarer Kleidsamkeit, und was noch mehr sagen will, auch an seinem Er-

zählungston das Muſter geſellſchaftlicher Bildung. Was Naturell oder Angewöhnung darin war, erſchien doch wie ein Facit ſeines räſonnirenden Calculs. Mit dieſem Verſtandescalcul glaubte er auch alle Stoffe der Welt, alle Elemente der Vergangenheit und Gegenwart, ja die Zukunft ſammt den Geheimniſſen Gottes bezwingen, d. h. wie er's meinte: ausrechnen zu können. Kam er darin zu einem negativen Facit, ſo ſtand es ſchlimm, wie er ſagte; mit den Factoren, die ihm dazu verhelfen ſollt und ihn im Stiche gelaſſen. Das Loch a priori im Boden ſeiner Rechnung merkte er Anfangs nicht; er gab es auch ſpäter nicht zu, räumte aber ehrlich die leere Stelle ein und ſuchte die Lücke von hinten her zu ſtopfen. Oder ſoll man ſagen, er habe das Loch im Aermel wohl offen eingeſtanden, aber die leidige Nothwendigkeit von deſſen Exiſtenz behauptet, nachträglich aber nicht Flicken aufgeſetzt, ſondern von unten Tuch untergelegt, um die leider eingeſtandene Mangelhaftigkeit zu vertuſchen! Ein armſelig Flickwerk aber blieb bei alledem die geſammte Welt nach innen und außen. Kant in ſeiner Ehrſamkeit war nie frivol im Ganzen und Großen, höchſtens nahm ſeine Caſuiſtik in einzelnen kleinen Fällen dieſen Anſtrich; zu den kleinen Fällen gehörte freilich auch das Intereſſe für das ſchöne Geſchlecht, das er faſt zu den nothwendigen Uebeln in Anbetracht der Fortſetzung der Menſchheit rechnete, oder wenn er z. B. pedantiſch clauſulirte, ob die künſtliche Kuhpockenimpfung als Eingriff in die Rechte der Natur ſittlich berechtigt ſei. Mit der Zeit nahm bei ſteigendem Ruf und wach-

ſenden Triumphen ſein heller Kopf mit dem breiten eckigen Denkkaſten, der geſenkten Haltung und dem vorſichtigen Ausſchauen der blauen klugen Augen den Anſtrich einer Siegesgewißheit, einer ſtets lächelnden Sicherheit an, die ſich freilich ſtets ſehr vorſichtig und weiſe hinter den Grenzen ſolider Beſcheidenheit hielt. Die feſteſten Endſchlüſſe ſeines Denkens begrenzte Kant doch allezeit ſo ſehr, daß ſie nie die Anmaßung des Abſchluſſes, wie bei Hegel, verriethen, ſondern wie neue Fragezeichen in die Arbeitſamkeit kommender Zeiten und Geiſter hinausragten. An rieſenhafter encyklopädiſcher Arbeitſamkeit waren Beide ſich gleich, Beide gleich tief in der Führung dialektiſcher Denkproceſſe; aber Hegel war plump und Kant ſehr fein, wenn auch pedantiſch und prüde. Die gediegene Grazie ſeines Weſens muß auch perſönlich einen Zauber ausgeübt haben. Ohne den Fanatismus der heranrückenden Sturmzeit zu theilen, — er verrechnete ſich auch, wie Klopſtock und Andere, in ſeiner Zuverſicht zur franzöſiſchen Revolution, — faßte er doch ſympathiſch, aufmerkſam bis in ſeine feinſten Nervenſpitzen, die Extreme der Zeitgedanken und Zeitereigniſſe ins Auge, ihre logiſche Nothwendigkeit feſt, kühl und beſonnen ſich zuſammenlegend, in ſtiller Zuverſicht und Hoffnung auf nicht ausbleibende Harmonie aller Kräfte, ſelbſt wenn ſie, mit Sturmwind losgelaſſen, einen Vernichtungskampf gegen einander begannen. Schon 1784, noch ohne alle Ahnung eines politiſch ſich entwickelnden Kosmopolitismus, ſchrieb Kant ſeine „Ideen zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht“. So vorgreifend taſtete

er ſich in ſeinen abſtracten, von außen unberührten Gedankengängen dem Ideengehalt der kommenden Zeit beim Ausgang des Jahrhunderts entgegen. Der Philoſoph der Aufklärung aus König Friedrichs Epoche war ein Weltbürger, ein deutſcher Kosmopolit.

Mit den Hauptdaten im Leben Friedrichs des Großen laſſen ſich auch Kants Lebensmomente bequem zuſammenfaſſen. Kurz vor dem Beginn des ſiebenjährigen Krieges begann Kant ſeine fünfzehnjährige Privatdocentſchaft an der Hochſchule zu Königsberg, die er 1740, im Jahre, wo Friedrichs Regierung begann, als Student bezogen hatte. Seine erſte, 1746 erſchienene Schrift von Belang hatte und hat noch die Wichtigkeit, daß ſie ſich gegen eine blos mechaniſche Auffaſſung der Materie erklärte. Er entwickelte darin die Theorie des Himmels, das Syſtem der ewigen Bewegung der Sterne nach einfach feſtem, ruhigem Geſetz. Er hätte dies Geſetz, dieſen *νοῦς* der Welt, leicht für Gott erklären können, um die Nothwendigkeit des Daſeins eines göttlichen Weſens ſchon auf dieſer Stufe, im Reiche der Natur, für bewieſen zu halten. Es giebt eben deshalb ſchon einen Gott, weil die Natur kein Chaos ſein kann. Kant war zu beſcheiden, um ſeine ewige Analyſe ſchließlich mit der Dreiſtigkeit Hegels in eine Syntheſis zu verwandeln. Immer wollte er nur lehren, wie man lernen müſſe, immer nur anleiten zum Philoſophiren, nie ſyſtematiſch eine Philoſophie geben, die Hegel wie in Katakomben abſchloß.

Kants Vorleſungen wurden in Königsberg zur Mode,

zur Leidenschaft für alle Stände; polnische Staroſten zogen herbei, daran theilzunehmen; ein Prinz von Holſtein-Beck, Militärcommandant, war eifriger Zuhörer; bei der langjährigen Beſetzung der Stadt von ruſſiſchen Truppen geizten die Generale des damals feindlichen Heeres nach deutſcher Aufklärung aus Kants Munde; eine ganze Reihe preußiſcher Staatsmänner hat bei ihm dauernd ihre Schule gemacht. Ganz unbekümmert um die kriegeriſchen Stürme, die um Schleſiens willen ganz Deutſchland durchtobten, ja halb Europa erſchütterten und die Exiſtenz des Staates Preußen fraglich machten, — ganz unbekümmert um ſolch äußeres Weltgewühl, ſäete Kant im kühlen, ruhigen Königsberg die Körner ſeiner reinen, d. h. abſtracten Vernunft, Körner, die vielleicht ſpäter in langer Friedenszeit, wo Preußen und Deutſchland ausruhten, weit raſcher und ſegensvoller aufgegangen wären, hätte der König der Aufklärung mit dem Magiſter der Aufklärung gemeinſam ſein Werk vollführt. Im Jahre des Hubertsburger Friedens, 1763, concurrirte Kant bei der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Beantwortung der Frage „über die Deutlichkeit der Grundſätze der natürlichen Theologie und Moral“. Er erhielt das Accesſit, Moſes Mendelsſohn den Preis. Die Achtung Beider blieb gegenſeitig, die Nichtachtung Beider von Seiten des Königs gleich groß. Deutſche Kräfte, auch wo ſie am Werk der Aufklärung gemeinſam arbeiteten, hielten ſich wie Atome getrennt; — was Wunder, daß der Segen ausblieb, um das Geſchlecht im Ganzen und Großen zu erfaſſen und der Na-

tion zur durchdringenden, auch politisch fertigen Gestalt zu verhelfen! Der Tod des Königs fiel in Kants erstes Rectorat; die Huldigungsrede, die er dem Nachfolger bei seinem Erscheinen in der alten Krönungsstadt hielt, wurde von Friedrich Wilhelm II. mit Hochachtung und Anerkennung erwidert, denn der neue König bedurfte zu seinem Regiment des alten Ruhms auch auf dem Felde des Wissens, um die trockene Härte des alten verknöcherten Systems zu lösen und zu mildern.

Es fehlte auch sonst nicht an einigen Gunst- und Gnadenbezeigungen unter dem neuen Herrscher; allein keine acht Jahre vergingen und die Arroganz eines königlichen Religionsedicts suchte allen Fortschritt des Jahrhunderts zu verhindern, die Freiheit der Forschung zu beschränken, für den französischen Umsturz die deutsche Wissenschaft verantwortlich zu machen und die Aufklärung, als angebliche Quelle der Revolution, statt sie wissenschaftlich in sich selbst sich ausleben und sich widerlegen zu lassen, polizeilich zu verbieten. Auf König Friedrich war sein Gegensatz, aber im schlimmen Sinne, gefolgt, auf einen Spartaner ein Sardanapal, auf die liberale Despotie eine weichliche Auflösung der harten Zucht und Sitte. Ein Rückschlag von Friedrich war nach menschlichem Ermessen nothwendig, Preußen war zu jäh emporgeschnellt, um sich auf dieser kecken und angemaßten Höhe zu behaupten; aber ein Rückschlag zur Herrschaft der Genußsucht und Schlemmerei, in deren Zügel jederzeit gern die Heuchelei der Pietisten greift, konnte nur zur innern Vernichtung

führen. Das königliche Reſcript mit Wöllners Unterſchrift, das auch Kant in das Religionsedict einbegriff, datirt vom 1. October 1794; es verdient in unſerer Schilderung als Document deutſcher Entwickelung herangezogen zu werden. Auf die Nichtbeachtung deutſcher Wiſſenſchaft und Litteratur von Seiten eines franzöſiſch ſeinem Volke entfremdeten Königs folgte von oben herab die gänzliche, noch um vieles mit mehr Hochmuth und Anmaßung gewappnete, dreiſte Geringſchätzung deutſcher Geiſteskraft und Arbeit. „Unſere höchſte Perſon", heißt es darin, „hat ſchon ſeit geraumer Zeit mit großem Mißfallen erſehen, wie Ihr Eure Philoſophie zu Entſtellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums mißbraucht; wie Ihr dieſes namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Beſſern verſehen; da Ihr ſelbſt einſehen müſſet, wie unverantwortlich Ihr dadurch Eure Pflicht als Lehrer der Jugend verletzt, und gegen Unſere, Euch ſehr wohl bekannten landesväterlichen Abſichten handelt. Wir verlangen des Eheſten Eure gewiſſenhafte Verantwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unſerer höchſten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen laſſen, ſondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäß, Euer Anſehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unſere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgeſetzter Reni-

tenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt." — Ab extra ſtand als Adreſſe auf dem Erlaß: „Dem würdigen und hochgelahrten Unſerem Profeſſor, auch lieben, getreuen Kant." — Gleichzeitig wurden alle theologiſchen und philoſophiſchen Docenten in Königsberg durch Namensunterſchrift verpflichtet, über Kants Buch keine Vorleſungen zu halten; neu ernannte Profeſſoren mußten einen Revers ausſtellen, nichts vorzutragen, was dem Religionsedict zuwider laute.

Welchen innern Kampf der Altmeiſter der Aufklärung beſtand, als er ſeit 1795 ſeine Collegien auf Logik und Metaphyſik beſchränkte, bezeugt ein aus ſeinem Nachlaß von Schubert im Leben Kants mitgetheilter Zettel folgenden Inhalts: „Widerruf und Verleugnung ſeiner inneren Ueberzeugung iſt niederträchtig; aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, iſt Unterthanspflicht; und wenn alles, was man ſagt, wahr ſein muß, ſo iſt darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu ſagen." Dazu gehört, was er ſchon 1766 in einem Briefe an Mendelsſohn über ſeinen „Charakter der Aufrichtigkeit" ſchrieb: „Zwar denke ich vieles mit der allerkläreſten Ueberzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Muth haben werde zu ſagen; niemals aber werde ich etwas ſagen, was ich nicht denke." In ſeiner Scheu, ſchädlich zu wirken, nicht in Menſchenfurcht lag der Grund dieſer ſeiner Geſinnung. Hatte er doch ſchon in der zweiten Auflage ſeiner „Kritik der reinen Vernunft" manches, was allzu grell gegen die offenbarte Re-

ligion verstieß, fallen lassen, dergestalt daß in unsern Tagen Arthur Schopenhauer gegen das Gewebe von Widersprüchen in Kants Lehre eiferte und Rosenkranz in der Gesammtausgabe der Kant'schen Werke sich entschloß, die erste Abfassung jenes Grundbuchs im Druck wieder aufzunehmen. Zarte Besorgniß und Furcht vor übertreibenden Folgerungen aus seiner Lehre war es auch wohl, wenn sich Kant auf das bloße Gerücht hin gegen Fichte erklärte und dessen Wissenschaftslehre als Irrthum verwarf. Seine Rechtfertigungsschrift auf den königlichen Erlaß wider ihn veröffentlichte Kant erst vier Jahre später, nach dem Tode des Königs. Sie ist umfassend, gründlich, ehrenhaft und zugleich klug. Er widerlegt daß sein Buch, das „gar keine Würdigung des Christenthums" enthalte, eine „Abwürdigung desselben" verschulde. Das Wesentliche einer Religion bestehe in dem „moralisch Praktischen", wogegen „das, was wir auf historische Beweisgründe zu glauben Ursache haben (denn hierbei gelte kein Sollen), d. i. die Offenbarung, als an sich zufällige Glaubenslehre, für außerwesentlich, darum aber doch nicht für unnöthig und überflüssig angesehen wird, weil sie den theoretischen Mangel des reinen Vernunftglaubens zu ergänzen dienlich" sei. Die Zusammenstimmung des Christenthums mit dem reinsten moralischen Vernunftglauben sei die beste und dauerhafteste Lobrede auf dasselbe, und eben dadurch, nicht durch historische Gelehrsamkeit, sei „das so oft entartete Christenthum immer wieder hergestellt." — Es war Treue gegen sich selbst, wenn Kant dabei blieb, es sei besser, wenn die Philo-

ſophie der Theologie die Fackel vor-, nicht ihr die Schleppe nachtrage; die Philoſophie hat ihren Anker in ſich ſelbſt. Für Alles, was er gelehrt, lautet Kants Rechtfertigungsſchreiben am Schluß, werde er mit ſeinem 71. Lebensjahre nun wohl bald einem Weltrichter als Herzenskündiger Rechenſchaft ablegen, was er mit Gewiſſenhaftigkeit thun könne. „Als getreueſter Unterthan der Majeſtät ſeines Landes" erklärte er aber feierlichſt, ſich fernerhin aller öffentlichen Vorträge und Schriften, die Religion betreffend, gänzlich zu enthalten. Und jenen Ausdruck wählte er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, wohlweislich, damit er nicht der Freiheit ſeines Urtheils in dieſem Religionsproceß auf immer, ſondern nur ſo lange Se. Majeſtät am Leben, entſagte. Er nahm es alſo für einen, ſpeciell aus der Perſönlichkeit des damaligen Monarchen herfließenden Handel, nicht für eine nach menſchlichem Ermeſſen nothwendige Reaction des unter Friedrich allzu keck und ohne Scheu vor Göttern und Menſchen herausgekehrten Fortſchritts in Preußen.

Wohl möglich, daß ſeit dieſer Bedrängniß der freien Wiſſenſchaft das ſiegesgewiſſe Lächeln im Antlitz des greiſen Magiſters ſchwand. Er hatte mitten in den Stürmen des ſiebenjährigen Krieges, ſelbſt unter den ruſſiſchen Bajonetten, ungeſtört nach dem Ding-an-ſich forſchen können, und nun ſollte er, weil das Königthum Angeſichts der franzöſiſchen Revolution für ſeine Exiſtenz zitterte, die Diogeneslaterne, mit der er das Abſolute am hellen lichten Tage Zeitlebens geſucht, wenn auch nicht gefunden, plötzlich auslöſchen!

Vollständig apathiſch gegen den Lärm der äußern Welt, hatte er bisher auf ſeinem Katheder geſeſſen; — wäre Oſtpreußen ruſſiſch geworden und geblieben, er hätte vielleicht ebenſo ruhig weiter geforſcht und mit ganz abſtractem Oel ſeine deutſche Lampe weiter genährt und geſpeiſt; — und nun ſollte ſein Denkproceß theilhaben an der Verworrenheit, die „draußen" in der Welt heranſtürmte, ſeine Philoſophie Rückſicht nehmen auf die Verlegenheiten der Throne und Fürſten! Staat und Philoſophie waren beide gleich abſtracte Dinge geworden in Deutſchland, gleich ſehr dem Schooß des volksthümlichen Lebens entfremdet, und ſtatt ſich nun die Hände zu reichen, um ſich zu helfen in ihrer Noth, befeindeten ſie ſich, und die Philoſophie ſollte verantwortlich ſein für den Umſturz des Staates, der nach fremdem Muſter zur hohlen Maſchine einer angeblich liberalen Despotie über ſklaviſche Unterthanen geworden war!

Das trübte zweifelsohne das Alter Kants, ſtörte die Zeitlebens mit pedantiſchem Eifer feſtgehaltene Regelmäßigkeit ſeiner Haltung und Stimmung. Er hatte ſonſt Alles gethan, um in ſeiner Junggeſellenwirthſchaft jede Störung unmöglich zu machen. Die Befürchtung, ein eheliches Leben, dieſe ſyſtematiſche Gemeinſchaft mit einem Frauenzimmer, würde das regelrechte Behagen ſeiner höchſt weiſe eingetheilten Lebens- und Tagesordnung beeinträchtigen, hatte ihn vor dieſem „Inſtitut" bewahrt, deſſen raison, wie er definirte, in der Miſſion der Fortpflanzung, und deſſen Rechte und Pflichten in der „gegenſeitigen Benutzung der Geſchlechtseigen-

ſchaften" beſtand. Aus „reinen" Vernunftgründen war er in der That in ſeinen mittleren Jahren zweimal nahe daran geweſen, die abſtracte Freiheit ſeines perſönlichen Junggeſellen-Ichs zu opfern. Eine junge Wittwe von auswärts, zum Beſuch bei Verwandten in Königsberg, erzählt man, hatte einen „Reiz mit Intereſſe" auf ihn geäußert. Das „Schöne" definirte Kant als das, welches unſer „Wohlgefallen ohne alles Intereſſe" errege. Plötzlich fühlte er für die junge Wittwe ein Wohlgefallen mit dem entſchiedenen Intereſſe, den Gegenſtand, der ihm dieſe Empfindung einflößte, zu beſitzen. Allein ſeine Gewiſſenhaftigkeit legte ihm zuvor das Rechenexempel vor, ſeine Einkünfte bei den muthmaßlich zu vermehrenden Ausgaben für ſolchen Fall zu prüfen, und dieſen Calcul machte er ſo gründlich und gediegen, daß die liebenswürdige Wittwe, bevor ſein Facit fertig war, ſich ſchon anderweitig umgethan und verheirathet hatte. Ein zweites Mal war er einem jungen Mädchen gegenüber ein eben ſo ſchwieriger Calculator, ſo daß die Neigung ebenfalls in abstracto verblieb. Die Einbuße an Familienleben verſchuldete zum Theil auch vielleicht ſeine profane Auffaſſung der Ehe. Ihm war das naturgerechte und das romantiſche Bedürfniß der Creatur, die nach Befreiung vom vereinzelten Ich wie nach Erlöſung ſchreit, ein unbekanntes Ding, entweder ein Nonſens oder eine Unbedeutendheit blos ſinnlicher Regung, von der er kaum Notiz nahm. Sein Lampe, der ihm dreißig Jahre lang treu gedient, ihn dreißig Jahre lang täglich um fünf Uhr geweckt, um ihm täglich die thönerne Morgenpfeife zu ſtopfen

und Fidibus dafür gefalzt, dieser Lampe war schon lange Jahre verheirathet, ohne daß sein Herr eine Ahnung davon gehabt, bis dieser plötzlich, als er bereits ein zweites Mal in den heiligen Ehestand treten wollte, zu seiner Ueberraschung diese Entdeckung machte. In diesem Lampe hatte der weise Magister sich aber auch sonst noch getäuscht. Lampe war nicht blos ein heimlicher Ehemann, er war auch ein heimlicher Säufer. Nach dreißig Jahren machte der Philosoph, der kein Ding-an-sich, sondern nur dessen Erscheinung begreifen wollte, diese zweite Entdeckung, und zwar dergestalt, daß er sich des Trunkenbolds, der ihm eines schönen Tages in taumelndem Zustande hart zu Leibe ging, kaum erwehren konnte. Von Lampe, der in dessen Folge sein Haus verließ, hat Kant nie wieder reden und hören mögen, und als er sich dennoch entschloß, ihm ein Almosen zuzuwenden, geschah's unter der Bedingung, ihm nie wieder vor Augen zu treten.

Die hohe Arbeitskraft seines Geistes blieb unausgesetzt in Thätigkeit bis an sein Lebensende, den 12. Februar 1804, obschon die zunehmende Schwäche seiner Sinne Schonung gebot. Auch über die Länge des Lebens suchte seine Denkkraft gebieten zu können; zu Hufelands „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", schrieb er gleichsam als metaphysische Ergänzung die Abhandlung „Von der Macht des Gemüthes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein". Beim Beginne des abermals neuen Regimentes in Preußen, das nicht besser als mit der Aufhebung des Religionsedicts zum Scepter greifen konnte, entschädigte

ſich der greiſe Kant für die Schmach des langen Schweigens in Sachen der Freiheit der Wiſſenſchaft. Er behauptete, die reine Vernunft ſei nicht ſo keck, ſich zuzutrauen, in Sachen der Religion ſich ſelbſt genug ſein zu können, aber ſie fordere, daß man ihr den übernatürlichen Beiſtand des Heils erſt darbiete, wenn ſie mit ihrer Weisheit Mathäi am Letzten ſtände.

Das war wieder, wie Roſenkranz äußerte, der Januskopf an der Philoſophie des Alten. Kant erklärte den Bankerott der bisherigen Philoſophie für Vergangenheit und Gegenwart, aber er hielt ihr die Möglichkeiten offen, ſelbſt wenn er keinen Rath mehr wüßte, wie die in eine Sackgaſſe verlaufene Kritik ohne Umkehr einen Ausweg finden könne. Daß das große Zeitalter der deutſchen Aufklärung trotz ſeiner Charakterkraft bankerott wurde an der Erforſchung der Heilswahrheiten des Lebens, die Titanen des alten Jahrhunderts den Himmel wohl anſtürmen, aber nicht überwältigen und erobern konnten, wird wohl damit erklärbar, daß in und trotz ihrer ſubjectiven Kraft ſich zugleich die objective Unzulänglichkeit ihres Thuns verrieth. Sie wollten die Wahrheit als ein Product ihrer eignen, atomiſtiſch vereinzelten Schöpferkraft erzeugen, Himmel, Hölle und Erde ſollten die Kinder ihres eignen Willens ſein, während die Wahrheit im Raum der Natur und des Geiſtes ein Object iſt, in das ſich einzuleben Sache und Arbeit des Einzelweſens iſt. Sie überſprangen die Elemente, die zwiſchen Individuum und Menſchheit liegen, knüpften ihr Herz ans allgemeine Weltenherz, erkann-

ten nicht einmal ein Volk an, das ſich ſocial und politiſch ſeinen eigenen beſondern Heerd zu erbauen hat, um auf gegebener Scholle die höchſten Güter des Lebens zur Erſcheinung zu bringen, unterwarfen ſich keinem Geſetze der Mutter Natur, keinem Geſetze eines allgemeinen Volkswillens, beugten ſich keiner Satzung, keiner Sitte, die nicht ihr eigenes Ich ſich erſt ſelber geſchaffen. Und während noch Goethe von einer Weltlitteratur träumte, zerfiel ſchon um ihn her die Sache des Fortſchritts der beſondern Freimachung des eignen Volkes, wie ſie Schiller im Tell geſungen und gelehrt. Die Sache der Wahrheit und der Freiheit mußte erſt Sache des eignen Volkes werden, bevor ſie zur Sache der Menſchheit wurde. Dieſer Rückſchlag war eine Nothwendigkeit, wie immer, wo ſich der Fortſchritt ins Weite, ins Bodenloſe verirrt, ſich aller national und geſchichtlich gegebenen Stoffe und Bedingungen entſchlägt. Die Ideen aber werden mit dem neuen Jahrhundert mächtiger als die Menſchen und die Charaktere. Dies lehrt die Reihe der Geſtalten, die nach den Männern der Aufklärung dem Schooß unſerer Nation entſtiegen.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

49554.22.6
Deutsche Charaktere.
Widener Library
003415986
3 2044 087 184 958